

Gabriele Büch

La principessa tedesca

Sibylle Mertens-Schaafhausen
1797-1857

Romanbiographie

2009



BOUVIER

Pulvis et umbra sumus

Horaz

ISBN 978-3-416-03149-3

© Bouvier Verlag Bonn 2008

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, das Werk oder Teile daraus fotomechanisch zu vervielfältigen oder auf Datenträger aufzuzeichnen.

Gedruckt auf säurefreiem Papier.

Inhalt

I. Römisches Fieber

Rom: August 1857

II. Tochter aus gutem Hause

Köln: 1797-1828

III. Die Sternenblume der Freundschaft

Köln/Bonn: 1828 - 1834

IV. Am Scheideweg

Bonn: Frühjahr 1835

V. Genueser Kaleidoskop

Genua: Juli 1835 – Juni 1836

Eine andere Welt

Laurina Spinola – eine Wahlverwandtschaft

Die Geißel Cholera

La Principessa Tedesca

Im Zeichen des Abschieds

VI. Die Rheingräfin

Bonn: Juni 1836 – September 1843

Fremd im eigenen Land

Zwischen Neigung und Pflicht

Stumme Zwiesprache

Ende einer Ehe

Aufbruchstimmung

VII. Zuflucht in das Land Mignons

Genua / Rom: September 1843 – Juli 1846

Ein Wiedersehen mit Genua
Genueser Steifzüge
Rom – die Ewige Stadt
Römischer Reigen. Ein Abend im Palazzo Poli
Eine Liebe in Rom. Fanny Lewald und Adolf Stahr
Ein Abstecher in die Vergangenheit nach
Porto d'Anzio

VIII. Auf verlorenem Posten

Bonn: Juli 1846 – März 1849

IX. Unfreiwilliges Intermezzo

Rom: März – Juni 1849

Eine Odyssee
Wirren um die römische Republik

X. Die Büchse der Pandora

Bonn: Juni 1849 – März 1852

XI. Atempause

Bonn / Rom / Bonn: März 1852 – Dezember 1856

XII. Tod in Rom

Rom: Dezember 1856 – Oktober 1857

XIII. Der Ausverkauf

Köln 1858 – 1860

Nachruf

Epilog

Literaturverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

Personenregister

Römisches Fieber

Rom: August 1857

Rom – Via delle quattro fontane 53. Die Flügel der drei hohen Fenster im oberen Stockwerk sind weit geöffnet. Wie auf einem alten Stich steht das Bild der Stadt zwischen Quirinal und Viminal im Fensterausschnitt.

Allmählich verdämmt der 25. August in den Abend.

Ein schwülwarmer Wind fächelt die Gerüche der Straße in das Zimmer, gedämpft schallen Geräusche herauf, Räderrollen, Flüche, Marktschreierufe, abgerissene Gesangsfetzen, Mandolinenklänge, Glockengeläut.

Der saalartige Raum ist in Zwielflicht getaucht. An der Rückseite des Zimmers zeichnen sich die Umriss eines Alkovens ab. Die schweren Samtvorhänge sind zurückgeschoben und lassen eine im Bett liegende Frau erkennen – Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Mehrere Kissen stützen Kopf und Oberkörper. Die Augen sind halb geschlossen und der Atem geht stoßweise. In winzigen Tropfen perlt Schweiß von der Stirn. Eingefallen sind die Gesichtszüge, aufgesprungen die Lippen und ausgetrocknet die Schleimhäute. Eine ungesunde Röte bedeckt die Wangen.

Seit Wochen zehrt ein Fieber an ihren Kräften. Sie, die ihre ganze Hoffnung auf einen Neubeginn in Rom gesetzt hatte, verfällt zusehends.

Vergeblich müht sie sich, das Glas mit warmer Eselinnenmilch auf dem Nachtschränkchen zu erreichen. Endlich kommt die Cameriera. Wieder allein gelassen, verwirren sich ihre Gedanken.

Alles verschwimmt vor ihren Augen. Das Bett schaukelt wie ein Nachen und scheint ins Uferlose zu treiben. Zurückbleiben Gestalten, die schemenhaft ineinander fließen. Ihr Rufen und Winken nimmt sie undeutlich wahr. Fieberdelirien trü-

ben das Bewusstsein und steigern sich zu Halluzinationen. Die zierliche Figur der Annette von Droste-Hülshoff mit der geflochtenen Haarkrone auf dem Scheitel und den lose auf die Schultern fallenden Locken wechselt in die nervösen Züge Ottilie von Goethes und geht unvermittelt in die Silhouette Adele Schopenhauers über. Im Zeitlupentempo scheint sich ihr Schatten aus der Wand zu lösen. Sinnestäuschung oder Wirklichkeit? Das Bild der geliebten Freundin – gerade heute an ihrem achten Todestag.

Adeles Verlust hat Sibylle nie verwunden. Seither empfand sie eine Art Todessehnsucht, um die einzig Ottilie weiß, Adeles engste Freundin.

Ach! Ottilie! könnte ich zu ihr hinabsteigen in die enge Gruft und mich betten zunächst diesem jetzt so starren Herzen, das so treu und so warm schlug für seine Geliebten! Könnte ich! Dürfte ich! – Sie war so werth zu leben, und sie mußte sterben! Und keine Hülfe, keine Rettung war möglich!

Was wäre wenn? Für einen Augenblick streift Sibylle die Trauer um eine Vision, die unerfüllt geblieben ist.

Warum hatte Adele so lange gezögert, ihr Fabuliertalent zielstrebig einzusetzen? Erst nach 1844 veröffentlichte sie kurz hintereinander Märchen, Romane und Artikel. Ihre Zukunft im Literaturbetrieb Deutschlands schien gesichert. Bis die Krankheit alle Pläne durchkreuzte. Adele hatte keine Chance mehr, den Wettlauf mit der Zeit zu gewinnen.

Damals, nach Adeles Begräbnis an Goethes hunderstem Geburtstag auf dem Friedhof vor dem Sterntor in Bonn und ihrer persönlichen Totenfeier zu Hause im Garten in der Wilhelmstraße hatte sich Sibylle gefragt: *Wer wird für meine Bestattung Sorge tragen?*

Ist jetzt der Zeitpunkt gekommen oder kann sie dem Unausweichlichen noch etwas entgegensetzen? In kurzen Abständen gehen Eildepeschen an ihren Bonner Arzt, Heinrich Wolff, mit Aufzählungen der Symptome: Fieber, Schweißaus-

brüche, Schüttelfrost, Hustenkrämpfe, Widerwille gegen jede Nahrung, Hämorrhoidalblutungen – und werden umgehend beantwortet.

Eben ist sein letzter Brief vom 17. August mit der von ihm gestellten Diagnose eingetroffen: *Es kann das Fieber also nur ein Wechselfieber [sein] und darüber kann ich natürlich aus der Ferne nicht entscheiden. Das Wechselfieber aber, die häufigste Krankheit in Rom von jeher, ist doch stets sicher und schnell zu heilen, und die römischen Ärzte mit der Behandlung vollkommen vertraut. Ist es am Ende bloß eine durch den Aerger bedingte nervöse Aufregung, kein Wechselfieber oder spielt die Galle dabei eine Rolle, hätte man Ihnen ein Brechmittel geben sollen? Alle diese Fragen werde ich schnell lösen können wenn ich bei Ihnen wäre. Wie leid thut es mir, daß ich nicht bei Ihnen sein kann.*

Die Eselinnenmilch paßt jedenfalls und die Diät entspricht dem wenigen Appetit – die Schwäche wird den Magen bald mehr fordern lassen, aber nur nicht essen ohne bestimmte Eßlust.

Sein Vertrauensvorschuss auf die Heilkunst der römischen Ärzte gilt mehr der Beschwichtigung der Patientin denn dem derzeitigen ärztlichen Wissensstand über das Krankheitsbild der Malaria, der sogenannten „Bösen Luft“. Bis jetzt ist der Parasit, der durch den Stich der Gabelmücke das Blut des Menschen infiziert, nicht entdeckt. Aber dass das täglich eingenommene Chinin nicht anschlägt, eher unangenehme Nebenwirkungen hervorruft, beunruhigt ihn doch sehr.

Sibylle dämmert vor sich hin. Wohin sind sie entflohen, die Jahre? Hatte nicht Adele recht, als sie Sibylle vor 22 Jahren am 11. Juni 1835 ihre Lebensmaxime mit auf den Weg nach Italien gab?

*O laß die Tage mit dir schalten,
Und thun, was ihnen wohlbehagt!
Soll dir das Leben stets gefallen,*

*das nie auf Dauer sich verstand,
So laß das Schönste wieder fallen,
Und schließe nicht zu fest die Hand!*

Vielleicht, wenn Adele jetzt bei ihr wäre, wie einst vorgesehen, gäbe es einen Sinn zu kämpfen. Aber Adeles Tod, die unseligen Prozesse mit ihren Kindern um das Erbe, die völlige Auflösung von Hab und Gut und der endgültige Abschied von Deutschland – das alles war zu schmerzlich gewesen. Und die Götter scheinen ihr selbst das bisschen Glück, jetzt nach dem Wirrwarr der letzten Jahre in Rom leben und allmählich vergessen zu dürfen, nicht zu gönnen.

Nomen est omen. Ähnlich wie ihre Namensschwester, die Sibyllen – die cumäische, erythräische, delphische, hebräische – besaß sie ein transzendentes Gespür. Ein Wort, eine Geste, ein Bild konnten Inspirationen und Reminiszenzen auslösen und sie blitzartig einen Blick in die Vergangenheit oder Zukunft werfen lassen:

Jene mir seit früher Kindheit eigenthümliche sonderbare Erinnerungsfähigkeit von Zuständen, Dingen, Gegenständen, die ich doch niemals früher konnte gesehen, erlebt haben, und die stets plötzlich, unvorbereitet erwachte, bei irgendeiner fremden oder eigenen Rede, einem Anblick, einem Menschen, oder einer Sache, die mir zum erstenmale vors Auge trat. Ich sehe dann vor mir, wie in einem offenen Buche, eine ganze Reihenfolge sich anknüpfender Gegenstände, Ereignisse, Reden, Dinge, die mit Blitzesschnelle klar und bestimmt in meinem Geiste vorübergehen, und nun jedesmal ganz genau so, wie ich sie denke oder erinnere, fortan geschehen.

Eine Art Déjà-vu-Erlebnis – Ereignisse und Situationen in ihrem Leben hatte sie bereits in Gedanken vorweggenommen, ehe sie wirklich eintraten.

Ihr sechster Sinn – das Gefühl, ein Unstern habe an ihrer

Wiege Pate gestanden – hat nicht getragen. Alles ist zerronnen unter ihren Händen. Louis, ihr Mann – tot, die Kinder – mit ihr zerstritten, ihr Besitz an Ländereien, Immobilien und kostbarem Inventar – aufgelöst. Ihre geliebten Sammlungen, die Gemmen, Kameen, Münzen, Skulpturen, Bücher, Gemälde und Zeichnungen, die dem Zugriff der Familie noch einmal entzogen werden konnten, wer weiß, ob sie zu bewahren sind.

Das vor acht Jahren inmitten der Kämpfe um Rom aufgesetzte Testament, das drei ihrer sechs Kinder – die beiden Töchter Therese und Auguste sowie den Sohn Gustav – begünstigt, bereitet ihr Sorge. Es ist überholt. Zum einen haben nach Louis' Tod die Prozesse mit den Kindern die Besitzverhältnisse und die Beziehungen zueinander verändert, zum anderen ist der Passus, der Adele Schopenhauer das römische Inventar, 100 Bände aus ihrer Bibliothek, Schmuck, einige Gemälde und ihre Sibylle einst geschenkten Silhouetten zugesprochen hatte, hinfällig geworden.

Und die Sammlungen? Wem könnten sie anvertraut werden? Früher hatte sie zuweilen an den Vatikan gedacht und mit dem Kardinal Antonelli mehrfach verhandelt, am Ende aber ihre Familie zum Erben bestimmt. Inzwischen waren alle Versuche, in Deutschland, vor allem in Berlin und Weimar, ein geeignetes Museum zu finden, fehlgeschlagen. Wer also käme in Frage? Eventuell Auguste, die jüngste Tochter? Gustav nicht, er ist zu leichtsinnig. Und Therese hat enttäuscht. Sie und ihr Mann haben ein doppeltes Spiel getrieben – vor ihren Augen Loyalität demonstriert, insgeheim aber die Partei ihrer Widersacher genommen.

Sibylle nimmt sich vor, so schnell wie möglich ihre Landsleute, den Maler Johann Wittmer oder die Bildhauer Karl Steinhäuser und Karl Voß, um Hilfe bei der Aufsetzung eines neuen Testaments zu bitten – ein Gedanke, der momentan beruhigt, bald jedoch verfliegt. Ist es überhaupt der Mühe wert? Wozu?

Für wen? Denn an und für sich ist alles eitel und nur Haschen nach Wind – der Spruch des Predigers Salomon, oft gehört und zitiert, offenbart sich in seiner schlichten Wahrheit.

Ein bitteres Fazit. Was bleibt? Vielleicht die Erinnerung an einen Hauch von Glück – Momentaufnahmen von Italien: Menschen, Städte, Landschaften. Unvergessen auch die Augenblicke, wenn ihre wissenschaftliche Arbeit Bestätigung fand, wenn antike Inschriften und Kunstwerke entdeckt und entschlüsselt werden konnten oder Archäologen aus aller Welt in Briefen und Publikationen ihr Anerkennung zollten. Tage, Jahre, Ereignisse – verweht.

Genua und Rom – Städte am Puls der Ewigkeit – für Sibylle der Inbegriff von Lebensgefühl. Über Jahre hinweg zog es sie dorthin, in das Land der Töne und Farben, in die Wahlheimat ihres Geistes. Das Ziel – scheinbar erreicht – rückt wieder in nebelhafte Ferne. Ist eine Zukunft noch denkbar oder waren alle Pläne nur auf Sand gebaut?

Tochter aus gutem Hause

Köln: 1797-1828

Maria Sibilla Josepha – deutlich schallt der Name durch das Kirchenschiff von St. Lupus. Sorgenvoll hält Abraham Schaaffhausen seine winzige Tochter über das Taufbecken. Der Vater und die Paten – die Großmutter, deren Namen sie nun trägt, und ein Freund des Hauses – geben dem Täufling kaum Überlebenschancen.

Es ist der 29. Januar 1797. Ein frostiger Tag. Während die Taufe in der nahe gelegenen kleinen Pfarrkirche eilig vollzogen wird, liegt die Mutter fiebernd im Wochenbett. Am 5. Februar wird sie begraben. Maria Anna Giesen – eine *rheinische Winzerin* nennt sie Sibylle – kam aus einer Schifferfamilie in Honnef und hatte lange auf den Mann ihrer Wahl warten müssen, ehe der Widerstand seiner Mutter gebrochen werden konnte. Ein erster Schritt zu seiner Unabhängigkeit war der Kauf des ehemals Gräflich-Salm-Dickschen Hofes, genannt die Aue, in der Trankgasse 25 am 13. Januar 1794 und die Eröffnung eines eigenen Kontors, des Bank-, Kommissions- und Speditionsgeschäfts Abraham Schaaffhausen. Ein halbes Jahr später, am 12. Juni, heiratete er die geliebte Frau und gründete einen eigenen Haushalt. Sie war 34, er 38 Jahre alt. Die lebenslustige Art der jungen Frau erhellte das Haus. Überall auf Treppen, in Fluren und Räumen herrschte Fröhlichkeit, wurde gelacht, gescherzt und gesungen. Das wirkte ansteckend. Glückliche Jahre, die allzu knapp bemessen waren.

Ihr Tod stürzt Schaaffhausen in eine seelische Krise. Er sucht Vergessen auf Reisen, monatelang hält er sich in Paris auf. Kind und Haushalt in der Trankgasse bleiben unterdessen in der Fürsorge seiner Schwestern und einer jungen Nichte, Catherina Gallo, zurück.

Die Familie zählt seit Generationen zur gutbürgerlichen Schicht der Freien Reichsstadt Köln. Der Vater setzt die Tra

dition der Ahnen fort. Unter seiner Ägide als Bankier, Rats- und Handelsherr, Präsident des Handelsgerichts und Mitglied des Gemeinderats wird der Abraham Schaaffhausen'sche Bankverein gegründet – der Grundstein für eines der bedeutendsten Bankhäuser am Rhein. Mehrere Immobilien – außer dem Haus in der Trankgasse 25 das Schloss Falkenlust bei Brühl, das Rittergut Morsbroich in Schlebusch, die Kitschburg nahe Köln – können erworben und verschiedene Wein- und Rittergüter angekauft werden. Im Zuge der Säkularisierung in der Ära Napoleon Bonapartes – seit 1794 hält Frankreich das linke Rheinufer besetzt – kommen Kloster-güter hinzu, darunter 1807 der Auerhof in Plittersdorf nahe Bonn, später noch um einen benachbarten Gutshof erweitert. Dieses stattliche Anwesen wird seine Tochter künftig als Sommerdomizil nutzen. 1816 ernennt ihn der preußische König zum Kommerzienrat und 1822 zum Ritter des Roten Adlerordens dritter Klasse.

Somit hätten die Weichen für ein glückliches Leben des Kindes gestellt sein können, wenn nicht das Fehlen der Mutter stets fühlbar geblieben wäre. Lediglich das Porträt der jungen Frau mit den sinnenden Augen und einem leichten Lächeln in den Mundwinkeln blieb Sibylle als Ersatz für ihre aus Sehnsucht geborene Fiktion mütterlicher Geborgenheit. Zeitlebens litt sie unter der Vorstellung, ihre Geburt habe das Leben der Mutter als Tribut gefordert, ein Grund mehr, Erinnerungen an Kindheit und Jugend zu verdrängen.

Drei Jahre später, am 19. April 1800, zieht eine neue Frau in das Vaterhaus ein, nimmt Besitz von dem Haus, den geräumigen Dielen, weitläufigen Fluren, ausladenden Treppen, den von dunklen Balken getragenen, holzgetäfelten Räumen. Maria Therese Lucie de Maes aus Roermond ist erst zwanzig Jahre alt, Schaaffhausen könnte ihr Vater sein. Die Jugend seiner zweiten Frau garantiert die erwünschten Nachkommen. Jung und unerfahren, fehlt der neuen Mutter jedoch das

nötige Einfühlungsvermögen für ihre kleine Stieftochter. So scheitert jeder Versuch einer Annäherung an der Scheu und Abwehr des Kindes. Therese kapituliert. Ohnehin mangelt es an Zeit für die Dreijährige. In kurzen Abständen kommen ab 1801 sechs Kinder auf die Welt – drei Jungen und drei Mädchen, von denen der letztgeborene Sohn nur knapp ein Jahr alt wird. Der Wirbel um Kindbett, Kindergeschrei und -pflege im Haus bestimmt den Tagesablauf und beansprucht die Stiefmutter voll und ganz.

Um Sibylle kann sich keiner kümmern. Sich selbst überlassen, weicht sie dem Trubel in den unteren Räumen aus und verbirgt sich entweder in einem Winkel des Dachbodens, um ungestört spielen und träumen zu können, oder flüchtet zum Vater. Trifft sie ihn im Kontor nicht an, eilt sie weiter, am Dom vorbei in Richtung Alten Markt und Hafen durch enge, verwinkelte und von hohen Giebelhäusern umsäumte Gassen mit ihren seltsamen Gerüchen nach Häuten, Tran, Öl, Holz, Wein, Fisch, faulendem Gemüse und Kot, schlüpft durch das Gewimmel und Lärmen von Pferdewagen, Karrenschiebern und Lastträgern, überquert von Bäumen überschattete Plätze, streift kurz das bunte Bild der Segelschiffe und Koggen im Hafen und verweilt länger als nötig vor den lockenden Auslagen in den Schaufenstern. Im Haus „Zum Lämmchen“ am Heumarkt, wo Onkel Gallo mit seiner Tochter Catherina – die Hüterin ihrer ersten Schritte – wohnt, legt sie hin und wieder eine kurze Rast ein und lässt sich verwöhnen, bevor sie weiter zum Laden der Großmutter am Mühlenbach 4 hastet. Allzu sehr zieht es sie nicht dorthin. Das Kind spürt den Unwillen der Großmutter über die Störung ihrer Geschäfte mit Maklern und Händlern. Still in eine Ecke gedrückt, wartet es auf den Vater und beobachtet die Szene – Kauf und Verkauf werden vielstimmig begleitet, und inmitten der schreienden und wild gestikulierenden Leute agiert die Großmutter mit unbewegter Miene. Sibylle fürchtet sie. *Eine harte und un-*

beugsame Frau hatte ihr Enkel Hubert Schaaffhausen in seinen späten Aufzeichnungen geurteilt.

Mit 14 Jahren begann Hubert seine kaufmännische Lehre im Komptoir der Großmutter: *Ich bekam einen erhöhten Stuhl, um am Pult sitzen zu können. Die Großmutter zählte immer Geld, alle Morgen trat die Schaar Makler ein, Wechsel zu kaufen u. anzubieten. – Ihre Sprache lautete wie Hundegebell. – Ich verstand von Allem Nichts.*

Anfang November 1794 – die Trikolore wehte seit einigen Tagen über Köln, auf Straßen und Plätzen erklang die Marseillaise – folgte Hubert gleich anderen Jugendlichen begeistert dem Ruf der Französischen Revolution nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, ließ sich den Zopf abschneiden und trug eine Jakobinermütze. Die Großmutter entließ ihn sofort. In seiner Erinnerung lebt sie als *eine rohe Bäuerin aber voll Stolz, Eigensinn, zornig u. unverträglich* fort.

Wie ihr Vetter registriert Sibylle eine Atmosphäre der Kälte im Haus der Großmutter. Manchmal quält sie das Gefühl völliger Einsamkeit. Trost sucht sie dann in den weiten Hallen und verborgenen Winkeln des Doms. Dieses seltsame kolossale Gebilde mit dem getrennt vom Kirchenchor stehenden Turm, den steinernen Pflanzenornamenten und skurrilen Figuren an Pfeilern und Spitzbögen, den Türmchen, Heiligennischen und Tabernakeln zieht sie magisch an. Von etlichen Fenstern ihres Hauses kann sie ihn sehen. Nicht auszudenken, dass er beinahe zum Steinbruch degradiert worden wäre, wenn nicht der Kanonikus Franz Ferdinand Wallraf Einspruch erhoben hätte. Zwar ist der Dom ziemlich baufällig und obendrein unter den Franzosen zeitweise als Warenmagazin verkommen, doch das in Dämmerlicht getauchte Hallenschiff mit seinen Seitenkapellen suggeriert Schutz. Inbrünstig im Gebet versunken kniet das Kind vor bröckligen Heiligenstatuen, den stummen Zeugen seines Kummers. Mehr als einmal vergisst es darüber Zeit und Raum. Erst das verschlossene Portal löst

Panik aus, Sibylle ruft und hämmert gegen Türen, rüttelt an Chorgittern, jammert und weint und glaubt sich für immer von Gott und aller Welt verlassen, bis der alte, schon schwerhörige Wächter sie bei seinem Rundgang entdeckt und hinaus in die Nacht schlüpfen lässt.

Der Dom fasziniert sie von klein auf. Seinen weiterer Aus- und Umbau wird sie unentwegt fördern und dafür weder Mühe noch Geld scheuen. *Den Dom nannte sie ,mon berceau und die drei Könige ,mes trois peres* , wird 1834 die Schriftstellerin und Freundin Sibylles, Anna Jameson, in ihren Skizzen über Deutschland notieren.

Das Engagement für den Dom teilt Sibylle mit der Stiefmutter. Ansonsten aber ist sie ihr fremd geblieben. *Sie hat mich nie geliebt – ich nicht sie*, lautet Jahre später das Fazit über ihr gegenseitiges Verhältnis. Allerdings relativiert sie die Aussage im Hinblick auf ihren Vater: *Vor 35 Jahren trat sie in des Vaters Haus – unheilbringend mir, aber ihm eine treue, sorgsame Gefährtin; sie hat ihn, den Mann, im ganzen Sinne des Wortes wohl nie verstanden; aber sie hat ihn geachtet und vielleicht – geliebt.*

Ebenso wenig fühlt sich Sibylle von ihren fünf Halbgeschwistern angenommen. *Es ist etwas unbeschreiblich Hartes, Mutter- und geschwisterlos zu sein und ich habe keine Geschwister.* So ihre These, ungeachtet ihrer Bindung an die jüngste Schwester Elisabeth Jacobine Eleonore, genannt Lilla, und den Bruder Carl Theodor. Ein Widerspruch, der sich nur aus der Abneigung gegen die Stiefmutter erklären lässt.

Je verlassenener sie sich vorkommt, umso mehr klammert sie sich an den Vater. Er wird zur Leitfigur ihres Lebens. Seine ausgedehnten Geschäfte, die Ämter als Ratsherr und Präsident des Handelsgerichts, die anwachsende Familie lassen ihm wenig Zeit. Seine Erstgeborene aber darf weder vernachlässigt noch überfordert werden. Fürsorglich begleitet er ihre Erziehung. Vater und Tochter ähneln sich nicht nur im

Wesen, auch äußerlich gleichen sie einander – die hohe Statur, der schmale, längliche Kopf, die ausgeprägten Züge.

Am liebsten kauert das Kind zu seinen Füßen, lauscht den Debatten, die er mit Freunden über Kunstgegenstände und vergangene Zeiten führt, spielt mit alten römischen Münzen, im Volksmund „Heideköpp“ genannt, blättert in dicken Folianten mit Kupferstichen, betrachtet die Neuerwerbungen – Statuetten, Münzen, Gefäße, Bilder und Schmuck – und spinnt sich ganz ein in die Welt der schönen Dinge.

Noch eine Neigung teilt sie mit dem Vater: die Vorliebe für die Gedanken der alten Griechen und Römer. Cicero, Mark Aurel, Plato, Plutarch, Seneca, Sophokles liest Sibylle lieber als zeitgenössische Literatur. Ganze Passagen kann sie aus dem Gedächtnis zitieren. Ihrer Meinung nach haben die alten Meister die Fragen der Lebenskunst, Moral und Ethik so umfassend behandelt, dass die Denkmuster nachfolgender Generationen nur noch Variationen des schon längst Vorgedachten seien. Jahre später bemerkt Adele Schopenhauer gegenüber Goethe, ihre Freundin sei *mehr mit den alten als mit unsern Dichtern* vertraut.

Musik bedeutet schon für das kleine Mädchen eine Welt für sich. Sowieso prägt Musikalität den bürgerlichen Lebensstil dieser Zeit. Singakademien und -vereine, Hauskonzerte und Liedertafeln erfreuen sich großer Beliebtheit. Musik als Zauberdroge – Trost der Töne – sei es die Feierlichkeit alter Kirchenchoräle, die Klangflut der Symphonien oder die Beschwingtheit eigener Phantasiestücke. Tönen nachzulauschen, Melodien auf dem Klavier zu improvisieren oder kleinere Stücke selbst zu komponieren verschönern das Einerlei der Tage, beflügeln die Phantasie und inspirieren das Gefühl. Musik lässt Sibylle gleich einer Traumtänzerin über die Tristesse der Tage hinweggleiten. Dereinst wird sie in Kölner Konzertsälen und Privatkreisen Proben ihres meisterhaften Spiels liefern, namhafte Sängerinnen – die Catalani und

Henriette Sonntag – begleiten und mit dem berühmten Klaviervirtuosen und Improvisationstalent, Johann Nepomuk Hummel, auf einer seiner Konzertreisen in Köln vierhändig spielen. Er, der Schüler Mozarts und Freund Beethovens, übt ab 1819 das Amt des Hofkapellmeisters in der kleinen Residenzstadt Weimar aus.

Sibylle wächst zweisprachig auf, zumindest in ihren Kinderjahren ist die französische Sprache obligatorisch. Seit dem Baseler Frieden vom 5. April 1795 gehört das linke Rheinufer zu Frankreich. In Sibylles Geburtsjahr entsteht aus dem Rheinland die „Cisrhenanische Republik“, die ein Jahr später in Départements unterteilt wird. Der Rhein bildet die natürliche Grenze zu den deutschen Ländern. Geistlicher oder weltlicher Adel existieren nicht mehr, es gibt nur noch „citoyens“. Köln zählt um 1798 ca. 43100 Einwohner und 7404 Häuser, von denen lediglich ein Drittel Wohnkomfort bietet. In letztere Kategorie fällt Sibylles Vaterhaus, Trankgasse 2418 (später wieder 25). Neben den anfangs erheblichen Kriegsteuern und immer neuen Abgaben an die Armee drückt die eingeschränkte Handelszone das soziale Niveau. Fast dreißig Prozent der Bevölkerung lebt von Unterstützung aus öffentlichen Mitteln. Beamte gehen von Haus zu Haus und sammeln freiwillige Gaben. Die Lage bessert sich erst, als Napoleon Bonaparte Ende 1799 Erster Konsul wird und sich sein Organisationstalent voll entfalten kann. Ab 1802 steigt das Stadtbudget kontinuierlich, ein einheitliches Rechts-, Schul- und Verwaltungssystem wird eingeführt, den Bürgern Gewerbe-freiheit erlaubt und das Prinzip der Gleichheit proklamiert. Der Besuch des Imperators vom 12. bis 17. September 1804 in Köln – drei Monate später wird er von Papst Pius VII. in Notre Dame in Paris offiziell zum Kaiser gekrönt – hat sich Sibylle eingeprägt: die Lichterflut in der Stadt, die Ovationen der Menge und Aufmärsche des Militärs, die festlichen Banketts und Empfänge im gotischen Festhaus Gürzenich,

der Massenaufbruch und Jubel und besonders die Eleganz und Noblesse der Kaiserin Josephine. Ihr purpurrotes Samtkleid schleifte über die Stufen des alten Handelshauses, ein hermelinverbrämter Umhang umhüllte ihre Schultern und ein Brillantendiadem warf helle Reflexe auf die dunklen Locken. Der Vater schildert ihr den glanzvollen Auftritt des Paares im Rathaus, wie Napoleon die Ratsmitglieder und Honoratioren der Stadt, die an ihm vorbei defiliert seien, für sich eingenommen habe. Er selbst wurde Napoleon vorgestellt und bejahte seine Frage, ob es in Köln auch Millionäre gäbe, fügte aber hinzu, seit 1797 sei keiner mehr hinzugekommen, was den Franzosen zu der Bemerkung veranlasste: „Vous êtes un fier Allemand!“ Sieben Jahre später erscheint Napoleon I. mit seiner zweiten Frau Marie Louise in der Stadt – letztmalig. Die Wende läutet im Oktober 1813 die Völkerschlacht bei Leipzig ein. Auf dem Wiener Kongress wird das Rheinland Preußen zugesprochen werden.

Wenn auch sein Geschäft unter der französischen Regierung aufgeblüht ist, hält Schaaffhausen an seiner deutschen Nationalität fest. Die Ernennung zum Bürgermeister der ehemals Freien Reichsstadt durch den ersten Konsul der Französischen Republik hat er bereits 1801 dankend abgelehnt. Er erzieht seine Tochter zu *heißer Liebe gesetzlicher Freiheit und in dem Abscheu gegen Despotismus*. Sein engster Freund Wallraf – Geistlicher, Naturwissenschaftler, Mediziner und Kunstkenner in einer Person – erteilt ihr neben dem regulären Schulbesuch Privatunterricht. Mit der Aufhebung der alten Kölner Universität 1797 hatte Wallraf sein Rektorat verloren und war an die Ecolé Centrale gewechselt – eine Gründung der Franzosen.

Wallraf versteht es, die Phantasie des Kindes durch unmittelbares Erleben spielerisch anzuregen. Einmal holt er aus seiner ausgebeulten Hosentasche eine besonders schöne römische Münze hervor mit dem Konterfei der Kaiserin Agrippina,

Neros Mutter, die in der Ubiertstadt Köln geboren wurde, setzt das Mädchen auf einen hohen Stuhl, holt einen Friseur und lässt ihre Locken kunstgerecht nach der Vorlage auftürmen. Sibylle in der antiken Haartracht bietet ein reizendes Bild. Zum Lohn schenkt er ihr die Münze. Wallrafs Begeisterung für Kunst und Malerei in der Antike und im Mittelalter wirkt ansteckend auf seine Schülerin. Schon früh teilt sie seine Vorliebe und begreift das Bewahren und Erhalten alter Kunstwerke als ein Vermächtnis an die Nachkommen. Das Porträt Wallrafs – eine 1819 in Wachs bossierte ovale Miniatur – erhält einen festen Platz über Sibylles Schreibsekretär. Immer wieder staunt sie, wie er sich im Chaos seiner Sammlungen zurecht findet. Ihre Mundwinkel zucken verräterisch, wenn er leise murmelnd oder laut dozierend einzelne Kunstobjekte aus den verborgenen Tiefen von Schränken, Regalen oder Truhen hervorholt und begutachtet. Seine Wohnung in der alten baufälligen Dompropstei – nur wenige Schritte von der Trankgasse entfernt – gleicht einem Kuriositätenkabinett. Überall sind Schätze angehäuft, Bilder, Altäre, Skulpturen, Münzen, Bücher, Herbarien. Jahre später taucht zwischen dem ganzen Sammelsurium das Haupt einer römischen Medusa auf, das Wallraf 1818 unter persönlichen Opfern von einem römischen Händler angekauft hatte. Die rätselhaften Züge und der starre Blick dieses Gorgonenhauptes entführen Sibylle jedes Mal in die Welt der Mysterien. Einen Abguss der Medusa lässt sie Ende 1833 für das Berliner Museum anfertigen. Ursprünglich war eine Kopie Goethe zugeordnet gewesen – als Ergänzung der Medusa Rondanini im Gelben Saal und einer Zeichnung der Wallrafschen Medusa, die Sibylle Ende 1829 für das Haus am Frauenplan in Weimar in Auftrag gegeben hatte. Langwierige Verhandlungen mit der Stadtverwaltung, der hohe Kostenvoranschlag, schließlich Goethes Tod stoppten das Vorhaben. Das Original in Köln wurde 1943 stark beschädigt und konnte erst 1986 anhand einer Gipsko-

pie aus Berlin rekonstruiert werden. Möglicherweise diente dabei Sibylles damaliges Geschenk als Vorlage.

In dem frühen Umgang mit Altertümer und Kunstwerken liegen die Wurzeln für ihre spätere Sammlertätigkeit, die sie mit Umsicht, Kenntnis und Leidenschaft betreiben und die einst Wissenschaftler und Archäologen aus dem In- und Ausland anziehen wird.

Kunstgeschichte und -gewerbe bringt ihr Matthias Joseph de Noël nahe – ein Schüler Wallraffs und sein Nachfolger in der Verwaltung der Sammlungen. Er ist im Zeichnen ausgesprochen talentiert. Leider war sein Jugendtraum, Künstler zu werden, am Veto seiner Familie gescheitert. So übt er den Beruf eines Warenmaklers aus und pflegt nebenbei seine künstlerischen Neigungen. Wenn er alte Bürgerhäuser, versteckte Stadtwinkel, verfallene Kapellchen oder Glasmalereien auf mittelalterlichen Kirchenfenstern, Inschriften auf antiken Tafeln und Grabplatten oder Gegenstände aus der Römerzeit bis zur Spätgotik skizziert, macht er vergangene Zeiten gegenwärtig. Seine Zeichnungen schärfen Sibylles Blick für die Eigenart und besondere Schönheit ihrer Stadt.

Die „Olympische Gesellschaft“ – ein an Kunst und Literatur und insbesondere an mundartlichem Schriftum interessierter Freundeskreis, dem auch Sibylles Vater angehört – wird auf seine und Wallraffs Initiative gegründet. Unvergessen, wie brillant de Noël Knittelverse improvisierte, Scherzgedichte im Kölner Dialekt verfasste, Feste arrangierte und den Kölner Karneval neu belebte, für den er eigens den Almanach „Sieg der Freude“ herausgab.

Des Vaters und de Noël's Faible für den Kölner Dialekt überträgt sich auf Sibylle. Dieser Dialekt *im Munde des Volkes, eine Art Plattdeutsch, [...] scheint eine ganz eigentümliche, für sich bestehende Sprache zu sein. [...] Anfangs erscheint diese Sprache dem nicht daran Gewöhnten sehr rauh und unangenehm [...]. Doch wird man nur einigermaßen mit ihr bekannt*

[...], so gewinnt sie etwas ungemein Ehrliches und Treuherziges. Im Munde der Gebildeten hat sie sogar eine gewisse anmutige Naivität, die besonders im Munde der Frauen sehr angenehm werden kann. Einen Eindruck, den Johanna Schopenhauer – die Schriftstellerin – aus dem täglichen Umgang mit der Freundin ihrer Tochter Adele gewinnt, als sie im Sommer 1828 nach Köln kommt. Denn diese *sehr geistreiche, obgleich etwas seltsame Frau, die mit unendlicher Liebe an mir und Adelen hängt*, wie Johanna ein Jahr später an ihren Freund Karl von Holtei bemerken wird, beherrscht „Kölsch“ meisterhaft. Altkölnische Lieder, Reime und Anekdoten gehören zu ihrem Repertoire im Familien- und Bekanntenkreis – zum Missfallen ihres Ehemanns: *er liebte es überhaupt nicht, wenn seine Frau oder Kinder plattkölsch sprachen*, erinnert sich die dritte Tochter Elisabeth, genannt Betty.

Dem Idealismus und Kunstenthusiasmus de Noëls begegnet die eher auf praktisches Handeln und rationelles Denken orientierte Bürgerschaft jedoch mit Unverständnis. Nur zögerlich übernimmt sie 1849 seine der Stadt geschenkte Sammlung – die Keimzelle für das künftige Kunstgewerbemuseum in Köln.

Die Renaissance der antiken und mittelalterlichen Kunst um 1810 erlebt Sibylle unmittelbar mit. Leidenschaftlich setzt sich eine Gruppe von Männern für die Sicherstellung und Bewahrung mittelalterlicher Madonnenbilder und Altäre, darunter Schöpfungen der Kölner Malerschule ein, die sonst durch die 1803 beschlossene Säkularisierung der Klöster und vieler Kirchen dem Untergang geweiht gewesen wären. Da bieten Bauern aus der Umgebung auf den Trödelmärkten staubbedeckte und verdreckte Gemälde aus irgendeinem verlassenen Kirchengut an, manchmal teilweise schon zu Brennholz zerhackt, deren Rettung nur der Umsicht Wallrafs, der Gebrüder Schlegel, Boissereé und anderer Sachverständiger zu verdanken ist.

Es sind alles in allem bewegte Zeiten und niemand weiß, wohin sie führen werden. So recht zufrieden ist Kölns Bürgerschaft denn auch nicht, als 1815 die Rheinprovinzen Preußen angegliedert werden. Anfangs drücken neue Steuern. Schon der Durchzug der Verbündeten Mitte Januar 1814 hatte Missfallen erregt. Die Kosaken stellten ein öffentliches Ärgernis dar, konnten sie doch zwischen „Mein“ und „Dein“ schlecht unterscheiden. Auch betrachteten sie Frauen und Mädchen oft als Freiwild. Zwar wurden sie streng bestraft, mit Knutenhieben, eigentlich zu grausam angesichts meist nur geringer Vergehen, empfand Sibylle. Einmal gelang es ihr, einen Dispens für einen jungen Burschen zu erreichen, als sie zufällig Zeugin einer solchen Züchtigung wurde. Der General, ein Kavalier der alten Schule, der im Haus des Vaters Quartier bezogen hatte, erfüllte umgehend ihre Bitte.

Ach, Kindheit und Jugend! Wie schnell sind sie verflogen. Denkt Sibylle an jene Zeit zurück – selten genug – kann sie sich einer heftigen Gemütsbewegung nicht erwehren. So auch viele Jahre später in Genua, als sie im Gespräch mit ihren Kindern eine Anekdote aus ihrer Jugend erwähnt:

...nun wachten mit einem Male alle Erinnerungen an meine Kindheit in mir auf: der Vater, die Großmutter, die Verwandten, die Freunde des Hauses, die Schule, die Gespielen, die ganze Vergangenheit richtete sich in lebendiger Klarheit vor meinem Geiste empor; Thatsachen und Örtlichkeit erschienen mir ganz nahe; es ergriff und riß mich hin, unwiderstehlich, bewältigend, und ich war so aufgereggt und bewegt davon, daß ich mehr als einer halben Stunde bedurfte, um mich zum ruhigen Gespräche zu sammeln und zur Gegenwart zurückzuführen. Und ich fühle eben jetzt, wie der Zauber noch fortwirkt und wie ich mich hüten muß, hingebend mich diesen Gedanken und Gefühlen zu überlassen.

Mit neunzehn Jahren ist Sibylles Jugend vorbei. Gerade hat sie das obligatorische Jahr an einem katholischen Pensio-

nat in Belgien – seit 1815 Teil der Vereinigten Königreiche der Niederlande – absolviert und den Zwang einer strengen und bigotten Hausordnung abgestreift, da wartet zu Hause ein neues Problem auf sie. Der Vater wünscht ihre Heirat mit dem tüchtigen Geschäftsmann Herrn Ludwig Mertens, Sohn eines Weinhändlers aus Bonn und derzeit Mitinhaber eines Geschäftshauses in Köln. Schaaffhausen altert zusehends und möchte die Leitung seines Unternehmens in die Hände der jüngeren Generation legen.

Welches Verhängnis für ein junges und unerfahrenes Mädchen, eine so schwerwiegende Entscheidung treffen zu müssen. Zwar stattlich von Erscheinung, wengleich ein wenig massig, wirkt der um sechzehn Jahre ältere Mann bieder und prosaisch auf Sibylle. Er entspricht so gar nicht ihrer Vorstellung von einem Lebensgefährten. Es fehlt ihm einfach an Esprit, an der Leichtigkeit des Seins, Eigenschaften, die den Alltag einer Ehe auflockern.

Nein, nichts zieht sie zu ihm hin, sein Werben erregt weder die Sinne noch das Herz. Eher überläuft sie ein Frösteln, wenn sie zusammentreffen. Im Widerstreit der Gefühle, einerseits den Argumenten des geliebten Vaters – nur eine Ehe biete die nötige Lebenssicherheit, auch müsse die Bank im Familienbesitz bleiben – folgen zu wollen, andererseits eine Bindung an einen ungeliebten Mann zu scheuen, zumal eine katholisch geschlossene Ehe kaum gelöst werden kann, überwiegt schließlich die Autorität des Vaters.

Warum hat sie ihm nachgegeben – eine Frage, die sie sich immer wieder stellen wird. Etwa aus Liebe zum Vater oder ein bisschen aus Eitelkeit, wenigstens einmal im Mittelpunkt der Familie zu stehen, oder in der Zuversicht, Zeit und Gewohnheit würden Gegensätzlichkeiten verwischen, Übereinstimmendes stärker hervortreten und allmählich Vertrauen, wengleich nicht Liebe, wachsen lassen? Das junge Mädchen, unaufgeklärt wie es war, konnte die weitreichenden Konse-

quenzen eines Irrtums in der Wahl des Partners nicht er-messen. Der Gedanke, dass die Heirat möglicherweise eine Transaktion war – Tochter als Tauschobjekt für einen Mana-ger – diesen Gedanken weist sie weit von sich.

Am 12. Juni 1816 wird das Paar standesamtlich, am näch-sten Tag in der Jesuitenkirche Mariä Himmelfahrt kirchlich getraut. Sibylle hat das gleiche Datum für ihre Hochzeit ge-wählt wie einst vor 22 Jahren ihre Eltern. Noch am Abend beginnt die Hochzeitsreise nach Mailand über Richterswyl, Brunnen, den Vierwaldstätter See, den Gotthardpass, Bellin-zona und Lugano. Genießen kann sie die Reise kaum. Louis' lästige Verliebtheit, sein stetes Verlangen nach Liebkosungen, seine überfallähnliche Umarmung im Gasthof in Lugano – das alles haftet unangenehm in ihrer Erinnerung. Zumindest hat sie ihn in seine Schranken verweisen können. Seit dem Vorfall in Lugano respektiert er ihre Abweisung.

Wie anders hatte sie sich ihren Mann vorgestellt, klüger, lie-be- und verständnisvoller. Schon seine breite Gestalt, seine selbstgerechte Miene lösen in ihr Ressentiments aus. An In-telligenz fehlt es ihm nicht, leider aber an Einfühlungsver-mögen. Sonst hätte manche Situation nicht so extrem zuge-spitzt sein müssen wie in Mailand, als sie nach einem heftigen Wortwechsel bei strömenden Regen auf die Straße lief und nicht wusste, wohin sich wenden. Ein Ausbruch ohne jeden Sinn. Vielleicht, wenn er ihr nachgekommen wäre, den Streit belächelt und ihm dadurch die Spitze genommen hätte, wäre eine erste Annäherung möglich gewesen. So aber überschat-ten bittere Gefühle den Honigmond.

Kränkend ist, dass er nie etwas Nettes über ihr Aussehen sagt, gar nicht bemerkt, wie sie sich kleidet und frisiert. Dabei ist sie eine aparte Erscheinung – biegsam und schlank, mit blau-grünen Augen und einem großgeschnittenen Mund, dunkel-braunen und im Nacken weich fallenden Löckchen. Aber für das Aussehen einer Frau hat er wenig Sinn.

Louis, der Prototyp eines erfolgreichen Kaufmanns – noch 1816 avancierte er zum Geschäftsführer und vier Jahre später zum Leitenden Teilhaber der Schaaffhausen-Bank – setzt mehr auf nüchterne und scharfe Kalkulation als auf Emotionen.

Das Büro seiner Dienststelle liegt günstig – in der Trankgasse 23 zwischen dem Wohnhaus des jungen Paares, das Louis noch vor der Hochzeit gekauft hatte, und Sibylles Elternhaus. Informationen können also schnell ausgetauscht werden. Als Chef des Hauses gilt sein Hauptaugenmerk der Verwaltung und Vermehrung des Kapitals – sowohl dienstlich für die Firma als auch persönlich für die Familie. Die Vergabe von Krediten an die expandierende Industrie – damals noch ein Novum – geben dem Geschäft positive Impulse und ermöglichen gezielte Landankäufe, darunter mehrere Weingüter und Grundstücke um den Auerhof. So wächst der eigene Besitz im Laufe der Jahre beträchtlich an. Selbst die Kuppe des Petersberges weiß er zu erwerben. Als Aktionär ist er an der Gründung der preußisch-rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft beteiligt. Ebenso erkennt er später die Zeichen der Zeit und favorisiert den Bau einer Eisenbahn.

Jedoch mangelt es ihm an Schliff und Selbstbeherrschung. Brüsk schiebt er Probleme beiseite. All zu oft reagiert er auf häusliche Differenzen cholerisch und provoziert die Hausfrau. Auf die Anwesenheit Fremder nimmt er wenig Rücksicht. Sibylles Freundinnen Adele Schopenhauer und Annette von Droste-Hülshoff können ein Lied davon singen, als sie eines Tages unmittelbar mit dem Ehealltag konfrontiert werden.

Nein, Sibylle spürt bei seinen Umarmungen im Ehebett kein Kribbeln in der Bauchgegend oder Herzflimmern, keine Schwäche in den Beinen und kein Verlangen nach intimer Berührung, aber auch keinen ausgesprochenen Widerwillen, eher Gleichgültigkeit.

Sechs Kinder werden pflichtschuldigst empfangen und aus-

getragen – Nähe bringen sie nicht. Ein Jahr nach der Hochzeit kommt die erste Tochter Marie auf die Welt, im Abstand von wenigen Jahren folgen Therese, Julius, Elisabeth, Gustav und zuletzt 1827 das Nesthäkchen Auguste.

Haushalt, Kinder, Personal, Ehemann und gesellschaftliche Pflichten – das alles wächst Sibylle zuweilen über den Kopf. Manchmal glaubt sie in der Enge des Hauses ersticken zu müssen. Dann flüchtet sie nach Plittersdorf auf den Auerhof. Das ehemalige Klostersgut übt seit der Kindheit einen Zauber auf Sibylle aus. Alles erinnert an den Vater. Sie sieht sich mit ihm Seite an Seite das Anwesen inspizieren und umgestalten, Pläne für den Aus- und Umbau der Gebäude entwerfen, die Pachtvergabe und die Einstellung von Personal besprechen und die Anlage des Gartens beraten, wie und wo gesät und gepflanzt wird, welche Blumenarten in den Treibhäusern gezüchtet, welche Rabatten angelegt und welche Obst- und Gemüsesorten gezogen werden sollen. Nach seinem Tod am 13. Januar 1824 – Sibylle wird lebenslang um ihn trauern – setzt sie alles daran, das Landgut zu besitzen. Im März kauft sie den Miterben die Anteile am Gut ab. Ihr gesamtes Erbe fließt in dieses Geschäft. Seitdem hält sie auf dem Auerhof die Zügel in der Hand, verhandelt mit den Pächtern, weist die Handwerker und Bauleute an, spricht mit dem Personal anfallende Arbeiten ab, empfängt Freunde und Durchreisende in der weiträumigen Diele des Herrenhauses und lädt im Sommer zu Parkfesten ein.

Harmonisch sind Gutshaus, Stallungen, Scheunen und Treibhäuser, Park und Garten in die Flusslandschaft am Rhein eingebettet. Jenseits des Rheins ragt die Turmruine des Drachenfelsens empor und im Hintergrund zeichnet sich die Linie des Siebengebirges ab. Bei klarer Sicht schimmert von fern der Rolandsbogen. Jeder Wanderer oder Besucher ist entzückt über dieses Fleckchen Erde, manche geraten ins Schwärmen – so Ernst Moritz Arndt in seinen „Wanderungen aus und um Godesberg“:

Wer den Silberblick Gottes aus der Natur versteht, der setze sich in den Park von Frau Mertens oder vor dem Gasthause unter der Linde hin und lasse die Herrlichkeit und Schönheit dieser irdischen Welt ruhig auf sich spielen. Ich wüßte dieser Stelle am ganzen Rhein nichts zu vergleichen.

Und Johanna Schopenhauer notiert in ihrem Reisetagebuch im Sommer 1828:

Nahe an Mehlem, den Geburtsort eines der vorzüglichsten altheinischen Maler, Jan von Mehlem, von dessen Werken mehrere in der Sammlung der Herren Boisserée aufgenommen wurden, gränzt das nicht minder schöne Plittersdorf; der wohlangelegte blumenreiche Park eines zu demselben gehörenden eleganten Landhauses gewährt den Vorüberschiffenden einen sehr anmuthigen Blick auf herrliche Gruppen weitschattender Bäume und blühendes Gesträuch aus allen Zonen der Welt.

1833, auf ihrer Reise durch Deutschland beschreibt Anna Jameson die eigenartige Schönheit um Plittersdorf, *als der Mond über dem Drachenfels hing, als die Wellenlinien des Siebengebirges mit dem Himmel verschmolzen und der Rhein zu ihren Füßen wie ein See ausgebreitet lag – so weit, und so still; Wer niemals die Sterne durch den verfallenen Bogen von Rolandseck schimmern und die Höhe von Godesberg mit seinem einzelnen riesigen Turm aus der Ebene herausragen sah, – schwarz und düster gegen den silbrigen Horizont – der kennt eine der lieblichsten Landschaften noch nicht, die jemals ein gedankenvoller Naturschwärmer betrachten durfte.*

Niemand aber hat die Poesie der Landschaft so anschaulich eingefangen wie Sibylle selbst in einem Geburtstagsbrief an ihren Berliner Freund, den Maler Wilhelm Wach: *Ober mir prangt der Himmel im glänzendsten Azur, hin und wieder segeln kleine, leichte Herbstwölkchen, die Sonne sendet ihre blendenden Strahlen und färbt mit goldnen Tinten Rasen, Bäume und Feld. Die durchsichtigsten Schleier jenes Nebelflors [...] fliegen spielend um die Turmruine des Drachenfelsens, und ganz*

fernher scheint in der Täuschung des brechenden Lichtes Rolandseck mir einen Gruß zuzunicken, den Geburtstagsgruß an Sie!

Das Zusammenleben folgt einfachen Regeln – eine Form von Patriarchat oder besser Matriarchat. Sie, die Herrin, bildet mit den Angestellten und Pächtern eine große Familie. Frühmorgens bespricht sie den Arbeitsplan für den Tag, nimmt mittags zusammen mit den Pächtern und Angestellten im Raum neben der Küche an dem großen, ausgezogenen Tisch die Mahlzeit ein, verlangt von den Kindern im Umgang mit den Angestellten Bescheidenheit und Höflichkeit und beteiligt alle am Erlös aus den Erträgen. Erntefeste und Weinlese, weihnachtliche Bescherungen, Namenstage und Hochzeiten werden gemeinsam gefeiert, Geburt und Tod hilfreich begleitet, Kindtaufen ausgerichtet, Schulprämien verteilt, Patenschaften für Familien übernommen und Streitereien geschlichtet. Hier fühlt sich Sibylle frei vom Zwang städtischer Konventionen. Hier zwischen Freiheit und Pflicht wachsen ihre sechs Kinder unter ihrer Aufsicht heran, spielen, lärmern und balgen sich mit den Pächterskindern auf den Wiesen, baden im Rhein, hecken Streiche aus und toben im Park, bewältigen wohl oder übel das vom Hauslehrer festgelegte Pensum an Schulstunden oder ersinnen listenreiche Ausreden für ihr Schwänzen. Denn das Abenteuer im Freien lockt mehr als der trockene Lernstoff. Lediglich die Autorität der Mutter weiß ihnen Grenzen zu setzen. Ihren Vorschriften ist strikt Folge zu leisten. Die Mitarbeit der Kinder im Haus und Garten wird ebenso verlangt wie ihre Hilfe bei der Gemüse- und Obsternte.

Nirgends lebt Sibylle so im Einklang mit sich, der Natur und den Menschen – eine einfache und tüchtige Frau, die über ein ländliches Königreich herrscht. Überall packt sie mit an, weiß genau Bescheid und trifft Entscheidungen. Ihr kann so leicht keiner etwas vormachen. Ohne ihre Zustimmung und

Mitwirkung wird kein Beet angelegt, kein Feld bestellt, kein Baum gepflanzt. Sie bestimmt, wann die Pflanzen umgesetzt, die Rosen gepfropft oder geschnitten, die Treibhäuser zu- oder aufgedeckt werden und dirigiert inmitten ihrer Leute, den Gärtnern und Gehilfen, das Geschehen. Außenstehende sehen keinen Unterschied zwischen der Frau im grauleinenen Arbeitskittel und der übrigen Belegschaft, was zu manchen kuriosen Verwechslungen führt. Respekt zollt ihr das gesamte Personal.

In gewisser Weise wird Sibylle für ein Original gehalten. Ihr Talent, Tiere zu zähmen, ist sprichwörtlich. Auf ihren Parkspaziergängen begleitet sie das Eichhörnchen Puck, springt entweder neben ihr her oder lugt neugierig aus einer Kleidertasche, hin und wieder auch aus den weiten Ärmeln ihres Mantels hervor. Als es eines Tages ausbricht und in den Bäumen herumturt, scheitern alle Einfangversuche, bis Sibylles Lockruf ertönt. Sogar eine Eule, die sich in der Bibliothek eingenistet hat, fliegt ihr auf Schritt und Tritt nach.

Der Auerhof bildet Sibylles persönliches Refugium. Ihr *BI-JOUX und Herzblatt* nennt es Annette von Droste-Hülshoff. Auch dem Interieur des Hauses hat sie ihren Stempel aufgeprägt.

In und auf den Repositorien in der Bibliothek reihen sich dichtgedrängt Bücher samt bibliophiler Kostbarkeiten – von wissenschaftlichen Nachschlagewerken bis hin zu illustrierten Prachtbänden und Handschriften. In den breiten Schubladen der Kommoden und Schränke befinden sich antike Münzen, Medaillen, Kameen, Gemmen, Pasten und seltene Steine. Auf Postamenten stehen Skulpturen im Original oder Abguss. An den Wänden hängen nachgedunkelte altdeutsche und niederländische Gemälde. Die Tische schmücken Blumenarrangements, daneben liegen Mappen mit Zeichnungen und Kupferstichen und in allen Räumen sind Antiquitäten verstreut – Waffen, handwerkliche Gebrauchsgegenstände,

Musikinstrumente, kostbares Porzellan. Eine farblich abgestimmte Komposition und ein magischer Anziehungspunkt für Sammler aus Nah und Fern ebenso wie eine Oase für Freunde aus aller Welt, vor allem aber eine Insel der Freundschaft und zugleich eine Stätte der Zuflucht in Tagen von Krankheit und Not!

Der Friede dieser von Sibylle geschaffenen Idylle wird getrübt, wenn unerwartet der Hausherr eintrifft und ungeduldig zur Rückkehr drängt oder sich für längere Zeit häuslich niederlässt. Neue Spannungen sind absehbar. Hilfe auf einem so großen Gut, das Louis' Spekulationslust ständig vergrößert, ist zwar willkommen, aber sein doktrinäres Wesen bringt Unruhe in das Gleichmaß der Tage.

Mit gemischten Gefühlen registriert sie seine Absicht, am Stadtrand in Bonn ein Haus bauen zu lassen und das Geschäft aufzugeben. Seit Wilhelm Deichmann – ein junger Mann mit soliden Kenntnissen im Bankwesen – in der Trankgasse 25 aus- und eingeht und die 17jährige Lilla, Sibylles Stiefschwester, umwirbt, wird allerlei über eine Nachfolge im Bankhaus Schaaffhausen gemunkelt. Louis schweigt, Sibylle aber plagt Ängste, denkt sie an das Szenario einer Ehe in Tuchfühlung – Tag und Nacht.

Die Sternblume der Freundschaft

Köln / Bonn: 1828–1834

Herb und verschlossen, heftig und reizbar – Sibylle weiß um ihren schwierigen Charakter. Schuld daran sei einerseits ihre einsame Kindheit und Jugend und andererseits die Ehe gewesen, bekennt sie Jahrzehnte später der Freundin Ottilie, ohne dabei ihren Hang zur Sprödigkeit zu übersehen:

Weil ich früh durch böses Schicksal und eigenen schroffen Willen isoliert und neutralisiert dastand, lernte ich außer mir Menschen kennen, scharf und klar beurteilen und eben dadurch die Menschen recht innig, recht warm, recht treu lieben! Eben darum tut mir Liebe, wo sie mir entgegentritt, so wohl, weil ich weiß, wie mir alle Milde, die sie hervorrufen soll, fehlt; eben darum kann ich keinen Glauben an ein dauerndes Gefühl gegen mich gewinnen, weil ich weiß, daß ich die Ecken, die verletzen, nicht aus mir entfernen kann.

Je kühler sie sich selbst gibt, desto empfänglicher ist Sibylle für jede Art von Zuneigung. Besonders Frauen ziehen sie an. Hat sie einmal Vertrauen gefasst, verliert sie alle Scheu, steigt wie Phönix aus der Asche und verschwendet ihre ideellen und materiellen Gaben.

Die Freundinnen, allen voran Adele Schopenhauer – intelligent und liebenswert, an ihrer Seite Ottilie von Goethe – phantasievoll und kapriziös, gefolgt von Annette von Droste-Hülshoff – genial und scharfsinnig, sodann Henriette Paalzow – prüde und hoheitsvoll und schließlich Anna Jameson – treu und anhänglich, haben eine Eigenschaft mit ihr gemeinsam: sie sind alle ausgeprägte Individualistinnen, mit Gefühl und Verstand begabt, mit Enttäuschungen und Niederlagen konfrontiert, die jede auf ihre Weise zu bewältigen sucht.

Die Sternblume der Freundschaft – dieses Sinnbild der Romantik, das die junge Adele für eines ihrer Gedichte gewählt

hatte – entfaltet ihren Zauber, als die *glücklose* Schwester des Philosophen Arthur Schopenhauer in Sibylles Gesichtskreis tritt und in ihrem Gefolge *der verrückte Engel*, Otilie von Goethe, die Schwiegertochter des Dichters.

Adele – ihre erste Begegnung Ende Januar 1828 in Köln bleibt beiden unvergesslich. Merkwürdig, zwischen Sibylle und der äußerlich reizlosen, aber durch Geist und Takt anziehenden Frau bestand sofort eine Affinität. Obwohl Adele unter ihrer Devise *Stolz und allein!* auftrat und sich distanziert gab, kam sie Sibylle wie ein verirrter Vogel vor, der irgendwo und irgendwie Schutz suchte. Ihr Gefühl sollte sie nicht trügen. Herbe Erfahrungen der letzten Weimarer Jahre – das familiäre Zerwürfnis mit dem Bruder Arthur, der Vermögensverlust in Danzig, die gescheiterten Hoffnungen auf Ehe und Partnerschaft, der Zwiespalt der Gefühle im Umgang mit ihrer engsten Freundin Otilie von Goethe – ließen Adele nach einem neuen Haltepunkt im Leben suchen.

Spontan wendet sich Sibylle ihr zu. Schicksal oder Zufall? Eine Lebensfreundschaft zwischen zwei gleichaltrigen Frauen beginnt, die sich trotz zeitweiliger Reibereien und Missverständnissen bewähren wird. Anfangs sprechen sie durch das Medium der Töne miteinander, improvisieren vierhändig Melodien am Klavier, in denen Unsagbares – ihre Träume und Sehnsüchte, ihre Melancholie und Zärtlichkeit – anklingt.

Wochen intensiven Umgangs folgen – gesellige Runden bei Sibylle oder befreundeten Familien, gemeinsame Streifzüge durch die Stadt oder in den Rheinauen, Führungen durch den Dom, Besichtigungen des mittelalterlichen Fest- und Handelshauses Gürzenich und der Reste an römischer Bau- und Bildhauerkunst. Mit Einzug des Frühlings häufen sich die Bootsfahrten nach Plittersdorf zum Auerhof.

Hingerissen aber ist Adele vom bunten Reigen des Kölner Karnevals – die burlesken Umzüge, der Mummenschanz auf Straßen und Plätzen, das närrische Treiben auf dem abend-

lichen Maskenfest im Gürzenich. Seit 1823 schwingt Prinz Karneval wieder sein Szepter und erregt in aller Welt Aufmerksamkeit – sogar im kleinen Weimar. Goethes Gedicht zur Fastnacht 1825 „Der Kölner Mummenschanz“ erschien sofort als Extraausgabe in der Karnevalszeitung. In jenem Jahr lautete das Motto „Sieg der Freude“. Auch Sibylle mischte sich in den Trubel ein. Als *MarieZibill von Köln* – eine komische Figur der Kölner Puppenspiele – verfasste sie einen witzig-ironischen Brief und verkündete *dem Hochlöblichen lustigen Rath, Hochtollgeboren dahier* ihre handfeste Unterstützung bei der Verteidigung der Stadt gegen die Feinde des Karnevals. Ihr Beitrag – abgedruckt in der Karnevalszeitung – löste ein heiteres Echo aus.

Held Karneval mit seinem lustigen Gefolge zieht auch Johanna Schopenhauer, Adeles Mutter, in seinen Bann. In ihrem Buch „Ausflucht an den Niederrhein und nach Belgien im Jahre 1828“ rühmt sie *die unsägliche Lust, mit der jeder, selbst ohne zu dem eigentlichen Maskenzuge zu gehören, an dem Maskenscherze teilnimmt [...]. Man muß es sehen, man muß es, von dem allgemeinen Strudel ergriffen, mit erleben, um nur daran zu glauben.*

Immer tiefer verstrickt sich Adele in Gefühle für Sibylle. Aufmerksam beobachtet sie die geistreiche und manchmal bizarr wirkende Frau in ihrer unmittelbaren Umgebung, registriert Ähnliches und Gegensätzliches. Ottilie gesteht sie am 30. April 1828 :

Ich habe wieder eine menschliche weiche Neigung in meinem von Kummer versteinten Herzen – zu einer Frau, die im Wesen Dir und mir gleicht, doch verschieden von beiden etwa zwischen uns zu stellen ist. [...] Sie erinnert mich unaufhörlich an Dich, sie hat ungemein viel von Dir, nur ist sie gescheiter, und Du hast mehr Geist; sie ist gründlicher, Du vielseitiger gebildet – sonst ist vieles so ähnlich, daß mir die Augen übergehen. [...] Wenn ich nicht mit Dir leben soll, Ottilie, so möchte ich da

leben, wo die Mertens lebt, denn sie befriedigt mir Herz und Geist, obschon sie mich nicht entzückt, wie Du früher oft getan durch das, was nur Du bist und ich nicht nennen kann, und was kein Mensch zu mir sein wird. Und steigert sich kurz darauf zu dem Bekenntnis: Sie verschönt mein verkümmertes Dasein, sie erleichtert die Kette, die mich drückt, darum liebe ich sie dankbar, denn sie ist meine Wohltäterin: sie hat die Eisrinde meines Herzens gelöst.

Drei Wochen später folgt eine weitere Analyse: Du begreifst, daß die Mertens eine Tiefe und Reinheit der Gefühle der Freundschaft hat, die selten sind; sie ist noch nie eine Minute kleinlich mir erschienen. Auch schwärmt sie nicht, menschlich und natürlich liebt sie mich mit meinen Fehlern, tadelt und lobt mich; aber ich sah sie die fürchterlichsten Schmerzen im Kopf bekommen, ich sah eine Todeskälte über den ganzen Körper sich ausbreiten – weil ich sehr heftige Herzweh hatte, die nicht krampfhaft waren und ihr gefährlich schienen. Sie lag die ganze Nacht auf meiner Bettdecke und that kein Auge zu, denn sie bewachte mich, ob ich kränker würde; die zarte, vornehm erzogene Frau stand in der Küche und kochte für mich, damit ich nichts Schädliches oder nicht nach meinem Sinn bereitet bekäme; sie kam in Hitze und Sturm, bei Tag und Nacht – sie würde ebenso auf der Diele liegen und Wasser und Brot essen, wenn mir ein Gefallen damit geschähe. Dabei ist sie nicht im mindesten exaltiert, sehr lebenswürdig und voller Verstand; sie treibt am liebsten Mythologie und Geschichte, liest am liebsten die alten lateinischen Autoren in der Übersetzung, treibt viel Spanisch, spielt meisterhaft Klavier, interessiert sich für Kunst, Alterthum, Gemälde, Poesie – für alles Schöne und Große.

Emotionen bewegen Adele, nur mit denen für Ottilie vergleichbar: Außer dir glaube ich habe ich nie so geliebt, nie ist mir ein Wesen so menschlich nah getreten so ganz verständlich gewesen, Verhältnisse, Neigungen, alles stimmt – nur dich liebte ich schöner! ich kenne ihre Fehler, also darum will ich sie

gar nicht vergöttern, darum werde ich ihr bleiben solange ich athme. Sie entzückt mich selten oder nie – obschon sie mich zuweilen fortreißt, aber sie genügt mir überall, mir ist so wohl in ihrer Nähe, in ihren Armen.

Sibylles Umsicht und Tatkraft aber, ihre sprichwörtliche Arbeitsbesessenheit, kann Adele erst auf ihrer Domäne, dem Auerhof, in seiner ganzen Tragweite erfassen. Erst am späten Abend findet sich genug Muße, um gemeinsam die Gefilde des Geistes zu betreten, worauf sich beide schon den ganzen Tag gefreut haben. Dann widmen sie sich ihren Liebhabereien, musizieren, lesen, Sibylle vorzugsweise Werke des klassischen Altertums und der Archäologie, Adele ihren geliebten Goethe oder Immermann. Hin und wieder holt Sibylle antike Sammlungsstücke hervor, erläutert und unterstreicht einzelne Details an Gemmen, Kameen, Münzen und kunsthandwerklichen Gegenständen, verrät dabei gleichermaßen Phantasie und Kenntnisse in der Mythologie.

Manchmal indes führen sie einfach nur Gespräche über dies oder das, über Hoffnungen und Niederlagen, Ideal und Wirklichkeit. Hier in der Einsiedelei leben beide auf, können sich unverstellt geben, Gesellschaftspflichten hinter sich lassen und sich in eine Traumwelt einspinnen. Diese Zwiesprache über Erlebtes und Erfahrenes, über Lebenssinn und -ziel, über Freundschaft und Liebe, über Vergangenes und Zukünftiges vertiefen das Gespür füreinander.

Sibylle sieht in der neuen Freundin einen verlässlichen Partner, einen Ruhepunkt in der Geschäftigkeit des Alltags, einen Garant für Zuwendung in seelischer Not, aber auch eine Brücke in die subtile Welt des Intellekts.

Und Adele erfährt durch Sibylle ein neues Lebensgefühl, das Glück erwideter Zärtlichkeit. Das Wechselspiel ihrer Beziehung hat sie im Gedicht *An Sibylle Mertens* ausgedrückt:

*Wie der Himmel sich im Meere spiegelt,
Seinen Glanz ihm leiht, sein Lichtbewegen,
Seine Wogen farbenhell beflügelt,
Daß sie grundentfliehend leicht sich regen:
Also ist mein Außenseyn und Leben
Reges Bild der Kraft, die Du gegeben.*

Der Kontakt zwischen den beiden Frauen wird noch enger, als Adele im Sommer 1829 mit der Mutter von Weimar nach Unkel auf Mertens Weingut, den Zehnthof, zieht und sie zeitweise miteinander leben. Nach anfänglichen Schwierigkeiten – das Haus ohne Möbel, Geschirr und Wäsche, der Garten verwildert, Sibylle schwer erreichbar in Plittersdorf – verläuft der Alltag wieder in gewohnten Bahnen. Detailliert schildert Adele am 1. Juli Ottilie ihr neues Lebensumfeld:

Unkel liegt hart am Rhein, da wo er sich gegen das Siebengebirge wendet, an der Ecke der Krümmung, es ist eine gute Weinlage, folglich eine ungewöhnliche Hitze hier. Die niedrigen Gebirge schließen den Rhein hüben und drüben fast zum See ein u[nd] geben der Gegend etwas eigenthümlich Stilles, [...] Das wirklich abgeschmackt geformte Haus ist eine ehemalige Zehnten-Scheuer, hat also ein ungeheures Dach mit Mansarden und doppelten Böden. Das Erdgeschoß ist sehr bequem für den Hausbedarf, die erste Etage hat 4 Zimmer. Der Garten ist, nach unserer Art, enorm, theils Weingarten theils Gemüsegarten, theils engl[ischer] Garten. Leider stößt er nirgend an den Rhein. Neben uns liegt die sehr freundliche Kirche, u[nd] Bauerhäuschen gucken uns über den Zaun u[nd] die Obstbäume, der Kirchhof neben der Kirche, der eigentlich so fast mit zu unserem Hause gehört (obschon wir gar nichts von begraben merken) hat fast die allerschönste Aussicht, die ich hier herum kenne.

Dem Ganzen aber verleiht erst Sibylle eine Seele. *Mir scheint, sinniert Adele denn auch im Brief weiter, es ist meine Bestim-*

mung, ihr Wohl und Weh dem meinem sehr eng zu verbinden, ich glaube, wir trennen uns nicht so bald. Sie lebt in mir, und mir ist sie in dem neuen Leben unentbehrlich, denn ihre Liebe, ihre Hingebung erhalten mich – obschon ich nie meine Gegenwart und meine Vergangenheit verwechsle! Ich erinnere mich keiner so vertraulichen Freundschaft in meinem Leben; Du hast mir immer zu schön in die Seele gestrahlt, bist mir wenn Du so willst zu körperlos, zu himmlisch gewesen, [...] Sie ist in manchem Punct gewöhnlicher, daher thue ich manches für sie, das ich für Dich nie gethan, daher lasse ich mir von ihr manchen Dienst leisten, den ich nie von Dir annähme. [...] Ich glaube, am besten vergleichst Du uns ein paar Leuten, die sich spät finden u[nd] dann einander heirathen. Stürbe sie – so spräng ich jetzt in den Rhein, denn ich kön[n]te nicht ohne sie bestehen.

Ende August flüchtet sich Sibylle mit Nesthäkchen Auguste nach Unkel. Die mildere Luft, das far niente und die über alle Beschreibung liebevolle und sorgfältige Pflege wirken wohltuend auf ihre überreizten Nerven. Gleichklang und Harmonie bestimmen die Tage. Mitte September schildert Adele Goethe das Milieu. *Dies wunderbare Wesen* – solchermaßen etwas enthusiastisch bereits im Julibrief benannt – entfalte ebenso Energie wie Geist und gebe den Tagen ein besonderes Flair: *Es liegt etwas Märchenhaftes in dieser Ruh. Abends wird gelesen, modelliert, Tags werden Versuche gemacht durch den Regen zu dringen und es wird gearbeitet, genäht, gestickt. Kein Tag zeichnet vor dem andern sich aus. Wir sind jedoch alle drei, die Mertens, Mama und ich zu regen Geistes um nicht durch gegenseitige Reibungen uns vor dem Einschlafen der Fähigkeiten zu hüten; die Menschen mit denen wir hier in Unkel verkehren sind zu unbedeutend um diese Wechselwirkung zu stören oder zu fördern.*

Impressionen, die im September an den „Vater“ gehen, nachdem Adele bereits in Briefen vom Juli und August ausführlich über die Freundin, *dies wunderbare Wesen*, berichtet hatte.

Welcher Gewinn – diese Freundschaft. Niemand anders als Adele erschließt Sibylle die Welt Goethes. Bald wird jede Minute des Zusammenseins ausgenutzt, um gemeinsam die „Italienische Reise“, „Iphigenie“ oder die Gedichtzyklen „Römische Elegien“ und „West-Östlicher Divan“ zu lesen. Inspiriert vom Buch Suleika wählt Sibylle Goethes Motto „Ich gedachte in der Nacht...“ für eine ihrer Kompositionen. Und selbstverständlich entspinnt sich dank Adeles Vermittlung ein reger Tausch von Antiquitäten und Kunstwerken zwischen Rhein und Ilm, begleitet von manchem persönlichen Brief. Während Goethe Mitte Februar 1829 aus einer Kiste vom Niederrhein *bedeutende Antiken, Curiosa und Versteinerungen*, auch *kleine Dombilder* und *Gedichte des Karnevals* erfreut auspackt, empfängt Sibylle im Gegenzug am 20. September *zwey Zeichnungen für Madame Mertens, der ich mich schönstens zu empfehlen bitte* und eine Medaille mit Goethes Porträt. Sibylle dankt ihm eine Woche später überschwenglich: *Glauben Sie, daß ich es recht innig fühle und erkenne, was mir ward, und daß mich diese Gabe stolz und demütig zugleich macht.* Die Goethe-Zeichnungen – „An Ponte Molle“ mit Goethes persönlicher Widmung, „Bergwerkskaue bei Ilmenau“ und darüber hinaus noch eine blau kolorierte „Dorfkirche“ – werden später in einem Stammbuch an ihren Ausgangsort zurückkehren. Das sogenannte Weimarer Stammbuch aus schwarzem gepressten Leder und einem mit goldfarbenen Ornamenten geschmückten Buchrücken ist quasi das Gegenstück zu ihrem anderen Stamm- bzw. Gästebuch mit Zitaten. Es enthält ausschließlich Zeichnungen von Freunden und Bekannten, darunter mehrere Blumenquarelle von Adele Schopenhauer, ein Selbstporträt von Anna Jameson, das immer wieder für Sibylles Bildnis gehalten wird, ein vielfarbig leuchtender Blumenstrauß von Ludwig Krevel und einen bräunlich getönten Widderkopf von Eduard d’Alton.

Goethes Gabe hat Sibylle zutiefst bewegt. Sogleich sinnt sie

auf eine weitere Freude für ihn. Sie bittet de Noël, den Maler Heinrich Oedenthal zu fragen, *ob er mir von der Medusa einen Umriß auf blaues Papier in der Dimension des Originals machen könne*. Heute hängt die Kreidezeichnung der Wallrafschen Medusen-Maske in Originalgröße rechts vom Treppenaufgang im Haus am Frauenplan.

In dieses Idyll einer Freundschaft fällt jedoch bald ein Wermutstropfen. Denn Adele hat die Rechnung ohne den Ehemann gemacht, der dieses Frauenbündnis ablehnt. Offen zeigt Mertens seinen Unmut. Die *excentrischen Freundschaften* seiner Frau – von ihm *wie Unrecht, Wahnwitz, Tollheit* empfunden – sind ihm ein Dorn im *Auge*, sie stimmen ihn verdrießlich, denn für ihn zählen allein Haus und Familie. Und nun gar dieses späte Mädchen! Er, der den Damen Schopenhauer selbst das Haus in Unkel angeboten hatte, wird nun, wie Goethes Zauberlehrling, die Geister, die er rief, nicht mehr los.

Adele zahlt ihm mit gleicher Münze heim und lässt kein gutes Haar an ihm. Ihre Antipathie kommentiert sie in Briefen an Ottilie. Die Freundin sei bedauernswert, *denn ihr Mann behandelt sie sehr hart, sehr roh und sie ist sehr unglücklich, ohne eigentliche Schuld obschon sie vielleicht durch ein andres Benehmen ihn mehr gezähmt, mehr gewonnen haben würde*. Das Bild einer Ehe vom 17. August 1828 nimmt im Jahr darauf am 10. August schärfere Konturen an: *Selten regt sich ein Wunsch, außer dem daß den M.[ertens] der Teufel holen möchte, damit ich frei würde, mit ihr, doch schenkt er ihm die trefflichste Gesundheit.[...] Die M.[ertens] ist unruhig im Haus, weil sie krankhaft reizbar ist, und von dem theuern Gatten hin- und hergehetzt, es ist eine erschrecklich angenehme Existenz!* Und vier Tage später:

Er ist toll oder ein wahrer Wüthrich, auch scheut ihn alles. [...] entweder ich finde neue Lebenskraft oder ich sterbe mit ihr.

Dann Mitte Oktober – die Weinlese wirbelt alles durcheinander – erlebt sie hautnah die Launen des Hausherrn und

empört sich: *Neulich frug mich Sibylle, ob ich wohl, wenn ich einmal allein bliebe, bei ihnen in ihrem Hause wohnen möchte, und ohne eine Sekunde Nachdenken antwortete ich: nein, nie! Mit ihr leben ist mir ein Glück, aber mit ihm ein Elend, und ich fühle, ich bin zu alt, um meine Unabhängigkeit nutzlos zu opfern.*

Adele fühlt sich um die innige Gemeinschaft mit Sibylle, die ihr vorgeschwebt hatte, betrogen. Dieser Traum ist ausgeträumt oder in weite Ferne gerückt. Denn eine Scheidung unter Katholiken verbietet schon die Konfession.

Adeles Haltung bleibt über Jahre hinweg unversöhnlich. Im Herbst 1831 wieder während der Weinernte streift ihr Unmut sogar Sibylle: *sie erträgt diese gräßliche Gemeinheit des Mannes, schon das scheidet unsre Häuser, denn ich mag mir nicht grob begegnen lassen, und gehe also gar nicht zu ihr, wenn er da ist. Er ist gegen alle Menschen besonders gegen alle Frauen grob.*

Für Adele beginnt eine Gratwanderung. Zwar ist dem Störfried möglichst aus dem Wege zu gehen, gleichzeitig aber wird man sich arrangieren müssen.

Anfang Oktober 1830, nach überstandener Krankheit hofft Annette von Droste-Hülshoff, sich bei Verwandten in Bonn und bei Sibylle in Plittersdorf erholen zu können. Doch Sibylle, die an anfallartigen Krämpfen leidet, bedarf selbst der Pflege durch die Freundin und ruft sie zu sich. Seit fünf Jahren sind sie befreundet. Damals besuchte Annette in Köln das frisch vermählte Paar, ihren Onkel Werner von Haxthausen und seine Frau Betty. Der Regierungsrat, seit 1815 in der Johannisgasse ansässig, war vielseitig talentiert. Er soll allein 16 Sprachen beherrscht, Gedichte geschrieben und griechische Volkslieder gesammelt sowie übersetzt haben, die zu Goethes Bedauern nie gedruckt worden sind. Zu ihrem Bekanntenkreis zählte auch das Ehepaar Mertens. Am 17. Oktober – ganz Köln war zum Stapellauf des neuerbauten Rheindamp-

fers „Friedrich Wilhelm“ unterwegs – trafen beide Familien im Gedränge auf der Schiffsbrücke zusammen.

Annettes Charme und Witz überspielten eine erste Befangenheit und nahmen Sibylle auf Anhieb für das zierliche Persönchen ein. Kein Wunder, dass Annette, zum Missfallen von Onkel und Tante, mehr um die Ecke in der Trankgasse anzutreffen war als bei ihnen. Das gleiche Alter und ein ähnliches Naturell zog die jungen Frauen unwiderstehlich an. Beide strebten nach Selbständigkeit und Freiräumen für sich, beide waren bedürfnislos und häufig kränklich, künstlerisch begabt, geschickt im Zeichnen und spielten meisterhaft Klavier, frönten mit Vorliebe der heimatlichen Mundart und neigten zum Übersinnlichen. Gemeinsam war ihnen das Interesse an Münzen und Kuriositäten. Genügend Berührungspunkte also für einen intensiven Austausch. Mit Gefühlen gingen sie sparsam um, kokettes Gebaren war ihnen fremd. Selbst Louis hegte für Annette Wohlwollen. *Herr Mertens ist ganz charmirt in sie und möchte sie in seinem Hause etabliert sehen, um sich an ihren lebendigen Erzählungen ergötzen zu können*, bemerkte ihre Tante Betty am 1. Januar 1826 an Annettes Mutter. Erst Mitte April fuhr Annette nach Hülshoff heim. Abgesehen von einem Kurzbesuch im Frühsommer 1828, wobei ihr auch Adele flüchtig vorgestellt worden war, hat sie die Freundin lange nicht gesehen. Deshalb plant sie jetzt einen längeren Aufenthalt.

Unter Annettes Pflege erholt sich Sibylle und kann bald wie gewohnt die Strecke zwischen Plittersdorf und Bonn mühelos zu Fuß zurücklegen. Schopenhauers sind gerade aus Unkel in ihr Winterquartier nach Bonn in die Wenzelgasse zurückgekehrt, noch erschüttert über den plötzlichen Tod August von Goethes in Rom, Ottilies Mann. Annette wohnt bei ihrem Vetter Clemens in der Acherstraße. Treffpunkt für das Trio ist der Auerhof. An stillen Winterabenden wird musiziert, gelesen, diskutiert oder werden eigene Gedichte, Balladen und

Prosa vorgetragen, auch Sibylles neuerworbener Schatz an Büchern, Noten, Graphiken, Münzen und antiker Kleinkunst bewundert. Soweit es ihre Gesundheit erlaubt, ist auch Adeles Mutter mit von der Partie und belebt mit Humor und Erzähl-talent die Runde. Weihnachten wird gemeinsam gefeiert: alte Weihnachtslieder erklingen, im Lichterglanz der Tanne wird beschert und ausgiebig getafelt.

Adele und Annette kommen sich in dieser Zeit näher. Ähnlich wie Sibylle durchlebt Adele dabei ein Wechselbad der Gefühle, nur in umgekehrter Reihenfolge.

Annette und Adele – zwei problematische Naturen. Aus Skepsis erwachsene Ressentiments richten zunächst Schranken auf, die in dem Maße verschwinden, wie die gegenseitige dich-terische Begabung und damit eine geistige Verwandtschaft offensichtlich wird. Momentan aber reiben sie sich noch aneinander. Äußerer Anlass ist Sibylles Unfall Ende Januar 1831.

Ein Stoß am Kopf löst eine Gehirnerschütterung aus und fesselt sie monatelang ans Bett. Abermals ist Annette als Krankenschwester gefragt, denn Adele hindern eigene Krankheit, Anfälligkeit der Mutter und Misstrauen gegen Sibylles Gefühle für Annette. Am 11. März berichtet Annette nach Hause: *Ich bin jetzt schon in der 5ten Woche bei der Mertens, die sehr gefährlich krank gewesen ist, – ich habe viel Last gehabt, so viel wie in meinem Leben noch nicht. – Ich habe die arme Mertens Tag und Nacht verpflegt – fast ganz allein, – denn ihrer Kammerjungfer hatte sie, grade zuvor, aufgesagt, weil sie trinkt. Ihre beiden ältesten Mädchen sind in der P e n s i o n, – Adele Schopenhauer immer krank, – so war ich die Nächste zu der Sache. – Die arme Billchen hat, die ersten 14 Tage, keine einzige Stunde geschlafen, – jetzt ist es viel besser, aber doch stehe ich fast jede Nacht ein- oder ein paar Mal auf. Dabei habe ich die ganze Haushaltung übernommen, und gewiß mehr als 20 Schlüssel täglich zu gebrauchen; zwischendurch muß ich da-*

bei nach den Kindern sehn[...] Ich thue das Alles herzlich gern und befinde mich wohl dabei, aber müde müde bin ich oft, wie ein Postpferd.

Der Brief an die Schwester Jenny neun Tage später – im Wesentlichen eine Wiederholung – erwähnt en passant das Betragen des Ehemanns: *Du kannst nicht denken wie verlassen die arme Frau in ihrer Krankheit ist – ich will Nichts Uebles von Herrn Mertens sagen, ich sage man nix, als en Ochs und en Esel in eine Person, und en Elephant dazu!* Ein Urteil, ähnlich Adeles, nur um eine Nuance humorvoller und nachsichtiger. Ihre Erfahrungen an Sibylles Krankenbett, die Mühe und Sorge um sie und die Kinder, alles das wird Jahre später in ihrem balladenhaften Gedicht *Nach fünfzehn Jahren* einfließen.

Betty, damals acht Jahre alt, erinnerte sich lebhaft an einzelne Episoden mit dem Freifräulein: wie sich die Kinder zu ihren Füßen drängten, auf ihren Schoß kletterten, an ihrem Mund hingen, um sich kein Wort aus der Wunderwelt der Märchen entgehen zu lassen, wie am Abend, wenn die Lampenschirme abgedunkelt waren und Bettruhe herrschte, allerlei Schlaflieder des Tages Unruhe besänftigten, wie ein kleiner Feldhase, der in einem Fußsack auf dem Bett der Mutter sein Lager hatte, von ihnen täglich gefüttert und gepflegt werden musste, ohne die Kranke zu stören, aber auch, wie drakonisch die Strafe der Mutter trotz ihrer Schwäche sein konnte, als sie und Gustav einmal gegen Tante Nette aufbegehrten. Ungezogene Rangen wolle sie nicht in ihrer Nähe dulden. Die Sünder wurden in alte verwaschene Kleider gesteckt und bei strömenden Regen aus dem Haus geschickt. Gleich Hänsel und Gretel. Weder Tränen noch das Versprechen, sich zu bessern, halfen. Erst Annettes Fürsprache – sie war längst wieder versöhnt – rettete die bedrohliche Situation.

Inzwischen ist Adele wieder wohlauf und teilt sich mit Annette in der Pflege der Kranken – anfangs noch leicht gereizt. Adele quält Eifersucht, dominiert doch die andere und hat

den eigentlich ihr zustehenden Platz bei Sibylle eingenommen. Derart kleinliche Regungen sind ihr sonst fremd, und bis zur Abreise Annettes hat sich ihr Unmut längst gelegt. Binnen kurzem wird sie Annettes Genie rückhaltlos bewundern und sich selbst in literarische Projekte der Dichterin kreativ einbringen. Der *böse Genius* von einst wandelt sich in *eine meiner liebsten* bzw. *intimsten Freundinnen* und – charakteristisch für ihre Beziehung – in *Schwester Scheherezade*. Überall, wo Adele hinkommt, weht Weimarer Luft, wird Weimars Glanz und Gloria verbreitet, überall steht und geht unsichtbar ihre beste Freundin, Ottilie von Goethe, neben ihr. Längst ist Sibylle mit den Lebensumständen dieser *Frau aus einem anderen Stern* vertraut. Sie weiß um die vaterlose Kindheit und Jugend in Dessau und Weimar, die unglückliche Ehe mit August von Goethe, die Geburt der drei Kinder Walther, Wolfgang und Alma genauso wie um ihren Lebenshunger und ihre Liebesgeschichten – als sie ihr endlich persönlich gegenübersteht. Der Mai 1832 schüttet eine verschwenderische Fülle von Licht und Farben über das Land. Ottilie, die sich nach Goethes Tod am 22. März frei fühlt und gewillt ist, ihr Recht auf Liebe einzufordern, ist eben ermattet bei Adele in Unkel eingetroffen. Tage des Glücks in Mainz, Köln und auf der Insel Nonnenwerth mit Charles Sterling, dem *dämonischen Jüngling* und seit Jahren heimlich Geliebten, klingen noch nach und gaukeln ihr Luftschlösser vor. Seine Briefe aber – prosaisch und nüchtern – beunruhigen. Verzweifelt fragt sich Ottilie: *Warum habe ich meine Liebe an solche Halb-männer verloren?* Sollte ihr Traum von *inniger und aufopfernder Liebe* nichts als eine Chimäre gewesen sein? Sibylle ist von der Ausstrahlungskraft dieser Frau fasziniert. Welche Wirrungen und Irrungen Ottilie auf der rastlosen Suche nach Liebe fortan widerfahren werden, Sibylle wird ihr beistehen.

Zweifellos steuert Ottilies Leben auf eine Krise zu. Ihr gan-

zer Lebensstil provoziert die Katastrophe. Ohne Freundinnen wäre sie verloren. Ein glücklicher Zufall hat im Juni 1833 Anna Jameson auf ihrer Deutschlandtournee in das Haus am Frauenplan geführt. Ottilie sehen und ins Herz schließen ist die Sache eines Augenblicks. Ebenso ergeht es ihr wenig später mit der Kölnerin – zum Unwillen Adeles. Wieder einmal fesselt eine andere Frau Sibylle. Ist es der Erfolg der Autorin oder ihre Lebensweise, was Adele irritiert und Sibylle anzieht? Anna hat bereits drei Bücher veröffentlicht, an einem vierten arbeitet sie. Ihr Mann, der englische Rechtsanwalt Robert Sympson Jameson, hat vor kurzem die Ernennung zum Justizbeamten in der britischen Kolonie Kanadas erhalten und einer vorläufigen Trennung, wenngleich mit Vorbehalt, zugestimmt. Also bereist Anna derzeit Europa und schließt überall Freundschaften.

Während Adele sich indigniert zurückzieht, ist Sibylles Neugier geweckt. Sie bewundert Annas Entschlossenheit. Wie gern würde sie es ihr gleich tun. Frei und unabhängig die Welt bereisen – davon kann sie nur träumen. Auf Anhieb verstehen sich beide. Als Sibylle erkrankt, muss Adele bestürzt registrieren, dass die neue Freundin Sibylle umhegt, ihr jeden Wunsch von den Lippen abliest, jede Störung fernhält und jeden Besucher mahnt, schonend mit der Kranken umzugehen.

Im Jahr darauf erscheint Annas neues Buch „Visits and Sketches at Home and Abroad“ in London. Der erste Teil schildert in Dialogform Erlebnisse und Begegnungen auf ihrer Deutschlandtour. Auch ihre neuen Freundinnen – Sibylle, Adele und Ottilie – lässt sie in ihrem lokalen Umfeld auftreten, allerdings überwiegend anonym.

Köln – *eine riesige, verwinkelte, düstere alte Stadt mit endlos engen schmutzigen Straßen und schmuddlig aussehenden Gebäuden* – gewinnt erst durch den Blickwinkel einer Freundin, einer Nachfahrin aus einem der ältesten Patrizierfamilien

der Stadt. Wie sie ihre alte Stadt liebte! – wie sie jede Reliquie mit poetischer Andacht verehrte! – wie sie auf Berlin wie auf einen Emporkömmling herab sah: ‚une ville ma chère, qui n’a ni histoire, ni antiquité‘. Die wissbegierige Anna erfährt die Geschichte der Stadt, ihre lokalen Altertümer, die eigenartigen Sitten und Gebräuche der Einheimischen – ihre wilden Legenden, Lieder und Balladen, ihre Ader für Witz und Humor, ihren besonderen Dialekt und ernsten Aberglauben. Die hängende Schiffsbrücke, das gotische Rathaus, der Gürzenich, das berühmte Eau de Cologne, der Dom mit dem kostbaren Dreikönigsschrein und die Medusa – diese wundersame Maske, die kolossalen Gesichtszüge, [...] der ungeheure Ausdruck, groß ohne Übertreibung – so gewaltig, und doch so wunderbar schön – das alles wird besichtigt und bestaunt.

Bonn gefällt durch den intimen, fast stündlichen Gedankenaustausch mit zwei Freundinnen. Die eine habe ich bereits erwähnt – ein seltenes Geschöpf! Die andere, Tochter einer namhaften Autorin, war eine der fähigsten Frauen, die ich je getroffen habe. Obwohl im Charakter und Geist grundverschieden – in allen ihren Ansichten über Literatur und Kunst, in ihrer Lebenserfahrung, Ihrem Geschmack, Aussehen und Lebensstil – stehen sich Beide sehr nahe [...]. Zwei solche Originale hätte die englische Gesellschaft nie hervorbringen können. Ihre Konversation half mir, Fehler und vorschnelle Schlussfolgerungen eines Reisenden zu vermeiden.

Weimar – ein Pilgerort für Goethe-Verehrer aus aller Welt – ist für Anna ebenfalls ein Muss. Sein Haus, die Gesichter, die Stimmen seiner Enkelkinder, das Studierzimmer, sein Bett, der Sessel, in welchem er starb – und vor allem in welchen Armen er starb – sie, die mir Details seiner letzten Momente erzählte. Ich denke an die Schwiegertochter des Dichters, – die vertraute Freundin, die stete Begleiterin, die treue und sorgsame Pflegerin seiner letzten Jahre. [...] Bewusst, oder unbewusst, in Liebe oder in Sorge, sie ging ganz in ihm auf und vergaß in seiner Gegen-

wart ihr eigenes Ich; [...] Man stelle sich eine Frau vor, eine junge, begabte, enthusiastische Frau, emotional veranlagt, musisch talentiert und fähig, GOETHE zu verstehen, welche vierzehn oder fünfzehn Jahre im täglichen, ja stündlichen Umgang mit jenem gigantischen Geist ihren natürlichen Charakter von Anfang bis Ende bewahrt hat. Und das weniger aus der Kraft als aus der Reinheit und Gefühlstiefe ihrer Natur heraus. [...] Der Wunsch zu gefallen war zwar offenkundig – ein wenig natürliche coquetterie, Lebhaftigkeit ohne Anstrengung, Gefühl ohne Affektation, äußerste Mobilität, doch niemals aus einer Kaprice heraus; [...] Manchmal wirkte sie in ihrer Leidenschaftlichkeit wie eine federgeschmückte Indianerin auf einer Savannah; im nächsten Moment jedoch erinnerte sie an eine vornehme Hofdame in ihrem Schlafgemach.

Annas fiktive Gesprächspartnerin meint, *die eben porträtierte Frau scheint kaum für die Welt geeignet zu sein. Anna widerspricht: umgekehrt, die Welt ist nicht geeignet für sie.*

Unter der Rubrik „German Authoresses“ erwähnt Anna auch *Madame Schopenhauer – gefeiert für ihre Romane, Reisebeschreibungen und Essays über Kunst. Sie lebte viele Jahre in Weimar, wo sie den Mittelpunkt eines brillanten Literaturzirkels bildete. Jetzt wohnt sie in Bonn. Sie ist eine gutherzige, exzellente alte Dame mit ein paar Vorurteilen gegen England und die Engländer, die ich ihr aber nachsah, – und das umso leichter als ich ihr selbst für viele und freundliche Aufmerksamkeiten zu danken hatte.*

Sofort nach Erscheinen gehen Exemplare nach Bonn und Weimar. Otilie vermerkt in ihrer großformatigen Schrift neben dem Titel „Geschenk der Verfasserin“ und darunter ihren Namen als Besitzerin. Ihr Exemplar steht heute in der Universitätsbibliothek Jena, die laut Testament des Goethe-Enkels Wolfgang von Goethe zur Erbin seiner Bibliothek bestimmt worden war.

Das Buch löst unter den Empfängern unterschiedliche Re-

aktionen aus. Ottilie ist entzückt, Sibylle zwiespältig, Adele reserviert und Johanna entrüstet. Geteilte Meinungen, die jedoch Anna wenig anfechten, liegt ihr doch am meisten an Ottilies Urteil. In diesem Sommer und Herbst überstürzen sich ohnehin die Ereignisse. Nachdem Ottilie in Frankfurt vergebens auf Sterling gewartet hatte, lässt sie sich in die Arme eines anderen Mannes fallen. Sie wird schwanger. Der englische Kapitän Story aber zieht sich diskret zurück. Welcher Skandal! Nicht auszudenken, wenn ihr Fall in Weimar zum Stadtgespräch würde. Ottilie sucht verzweifelt einen Ausweg. Der Gedanke an Selbstmord kommt auf. Einzig und allein die Phalanx der Freundinnen vermag die Mutlose aufzufangen. Es wird beraten und eine sogenannte Bildungsreise nach Wien empfohlen. Anna als Retter in der Not – Adele ist an ihre gebrechliche Mutter gebunden, Sibylle an ihre Familie – begleitet Ottilie. Sie teilt die ganze Misere mit ihr, die strapaziöse Reise, die mangelhafte Unterkunft und die unzulängliche ärztliche Betreuung. Sie zerstreut Ottilies Bedenken und Ängste wegen der zurückgelassenen Kinder, beschwichtigt Verzweiflung, verscheucht Depressionen und mildert das Gefühl der Verlassenheit. Fast ein Jahr harret sie treu an Ottilies Seite aus. Sibylle wiederum nimmt aus der Ferne Anteil, berät und ermuntert und sorgt für die materielle Sicherheit der beiden Heimatlosen.

Noch eine Freundschaft, deren Ursprung schon Jahre zurück liegt, erneuert sich um diese Zeit. 1822 – Sibylle war inzwischen dreifache Mutter – traf sie auf einer Geselligkeit eine junge Frau – hochgewachsen und schlank, mit klassisch regelmäßigen Zügen, umrahmt von einer lockigen braunen Haarfülle, die sich wortkarg abseits hielt – Henriette Paalzow. Hinter der zur Schau getragenen Kälte verbarg sich ein Kummer – ihre unglückliche Ehe mit dem groben und ungeschliffenen Offizier Paalzow, den sie auf Wunsch der Eltern vor fünf Jahren geheiratet hatte. Ähnliche Erfahrungen mit ei-

nem dominanten Ehemann weckten Mitgefühl füreinander. Henriette klagte Sibylle ihr Leid und umgekehrt. Trotz konventieller und religiöser Skrupel ließ sich Henriette scheiden und kehrte zu ihrer Familie nach Berlin zurück. Karl Varnhagen von Ense, der Paalzw 1839 kennenlernte, bemerkte dazu lakonisch: *Sie hatte Recht!*

Fast ein Jahrzehnt haben sie sich aus den Augen verloren, als Henriette sich im Mai 1830 erneut meldet. Ein Briefkontakt wird aufgenommen, der den Bruder Wilhelm Wach – Hof- und Porträtmaler in den Berliner Salons – miteinbezieht. Der Schriftsteller und Zeichner Alexander von Sternberg, ein Zeitgenosse und Freund der Geschwister, nennt Wach den *Höfling und Diplomaten unter den Künstlern*. Ihm werden Eleganz und vollendete Formen im Umgang mit den höchsten Kreisen nachgesagt. Er ist ein schöner Mann, liebenswürdig, taktvoll und vorsichtig, ähnlich wie seine Bilder, die glatt und gefällig wirken. Unstreitig gibt Wach dem Berliner Gesellschaftsleben Impulse. Er nimmt in der Berliner Akademie der Künste, in der Kommission für das neue Museum und im „Verein der Kunstfreunde in dem Preußischen Staate“ leitende Positionen ein. Durch ihn angeregt, tritt Sibylle ebenfalls dem Verein bei und später auch dem lokalen „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“. Als eines seiner Hauptwerke gelten die Deckengemälde der neun Muses im Königlichen Schauspielhaus. Anfangs bevorzugte er religiöse und mythologische Motive, später die Porträtmalerei. Jacques-Louis David in Paris und die Quattrocentisten in Rom, vor allem aber Raffael, beeinflussten seine Maltechnik. Sibylle sieht in ihm einen begnadeten Künstler, dem sie alle Gaben ihres Herzens, Geistes und Reichtums zu Füßen legen möchte. Ein Besuch der Geschwister wird für September 1833 vereinbart. Sibylle fiebert ihm förmlich entgegen. Ihre hochgespannten Erwartungen glaubt Henriette mit einer Prise Humor dämpfen zu müssen:

Ich alt geworden und steif, mit der vollendesten Matronenmiene – in all der Würde u[nd] Gravität die Du an mir schon damals keimen sahst, bestätigt u[nd] gewachsen – voll Sentenzen und Sittensprüche aus dem vorigen Jahrhundert, wie Chateaubriand oder sonst eine alte verblühte Jungfer. Und nun – steige ich ängstlich um Kleid u[nd] Haube aus der Kutsche, mit der Eventail in der Hand, dem Andachtsbuch oder sonst einem Tracktätchen über den Weg zur Seeligkeit im Arbeitsbeutel, mein belender Hund u[nd] meine miauende Katze vom Bedienten an Rosa-Bändern hinterher geleitet – genug, ein schönes Bild aus einem verschoßenen Gobelin – [...] und nun! ich betrete Deine heidnische Schwelle – u[nd] im Hausflur schon steht Amor u[nd] Psyche über irgend einen gottlosen Springbrunnen – an der Treppe verfolgt Silen eine Nympfe – im Vorsaal glaube ich Daphnen schreien zu hören, so unanständig zudringlich nah ist ihr der abscheuliche Apoll gekommen. Dein Boudoir nun vollends, Dein Schlafzimmer, Dein Musikzimmer! Keine geistlichen Lieder! – sondern, Gott verzeih mir! Don Jouanne! Kein Platz für den Rosengarten der Gottseeligkeit – für das Schatzkästlein, für alle Traktätchens, womit sich mein Leichnam jeden Morgen erfrischt – alles überbaut mit Seneca, Plato, mit gottlosen Versen u[nd] Tiraden der Heidenwelt! In Mitte dieser Differenzen werden wir Beide uns anblicken und wenn Du nicht einen ausgelassenen Streich machst u[nd] Dich mit lautem Angstgeschrei hinter dem Gewande der Venus von Milo verbirgst, die sicher auch irgend wo Wache hält, so will ich nicht leben!

Am 11. September, Wachs 46. Geburtstag, empfängt Sibylle ihre Gäste in Koblenz, begleitet sie auf den Ehrenbreitstein und an den Laacher See und sorgt für ihre Unterkunft in einem gepflegten Bonner Hotel. Ansonsten verbringen sie die Tage gemeinsam in anregender Geselligkeit im Mertensschen Haus oder in Plittersdorf. Sibylle zeigt ihnen das liebeliche Rheintal – Godesberg, Rolandseck, die Insel Nonnenwerth, das Siebengebirge – in der Farbensinfonie des Herbstes, öff-

net ihnen Tür und Tor zu den geheimen Schätzen und architektonischen Besonderheiten Kölns und die Augen für den Reiz der alten Ubiertadt.

Der Abschied nach fünf Wochen Gemeinsamkeit fällt Sibylle schwer. Hatte sie schon unbekannterweise für Wach Sympathien gehegt, so vertieft der persönliche Umgang die romantische Neigung, die verräterisch in den Briefen durchscheint und Henriette beunruhigt. Durch einen geschickten Schachzug begrenzt sie Sibylles Einfluss auf den Part einer Mäzenatin. Sie vergleicht das Paar mit Papst Gregor VII., der die Priesterehe verbot, und Markgräfin Mathilde von Tuscan, die ihre Ländereien, die sogenannten Mathildischen Güter, der Kirche schenkte. Als solche nutzt nun Sibylle ihr Talent – ihre Virtuosität im Schenken und Schreiben. Sie übernimmt das Porto für die Briefe, kümmert sich um einen Abguss der Kölner Medusa für das Berliner Museum und beschenkt das Geschwisterpaar zu jeder passenden Gelegenheit.

Das ganze Spektrum ihres Fühlens und Denkens, auch unmittelbar erlebte Ereignisse werden mitgeteilt. Ausführlich beschreibt sie dem *geehrten Freund* am 8. November die Rheinfahrt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. stromaufwärts nach Linz und zurück über die Insel Nonnenwerth nach Köln: *unabsehbare Fackelzüge bewegten sich den Drachenfels hinauf und in verschlungenen Reihen durch die Uferebenen, [...] alle Landhäuser prangten in buntem Feuer; Pyramiden, Tempel, Bogen [...] schimmerten durch die Nacht. Festgesänge erschallten längs den Ufern, Jauchzen von den Bergen und Freudenschüsse begrüßten stromentlang die Fahrt des geliebten Königssohnes, der endlich in Bonn anlangte, wo unser Schiff ihn schon erwartete und sich dann seiner Fahrt nach Köln anschloß. [...] Das Ufer, die Werfte, die Schiffe, alle Tore, alle überragenden Kirchtürme schimmernd im Licht, alle Schiffe in Flaggen prangend, das Ufer vom alten Bayenturm bis ans Ende von St. Kunibert mit jauchzenden Menschen besät, die Stehende Brücke*

von beiden Seiten erleuchtet, Deutz in einem Lichtermeer [...] Und nun empfing den Prinzen die Agrippinenstadt mit einem grandiosen Begrüßungsschießen, einer wahren Kanonade von Köln und Deutz, bei der alle Häuser bebten und uns auf dem Wasser Hören und Sehen verging, und begleitete ihn damit bis an das Trankgasser Tor, wo er ausstieg und unter dem Gesang der Menge durch die reichilluminierten Straßen zu seiner Wohnung zurückkehrte.

Die Berliner Freunde sind begeistert. Eine Publikation wird erwogen. Dagegen verwarft sie sich energisch, schon das Vorlesen ihrer Briefe sei ihr *unbehaglich* [...], *es ist mir, als wenn ich mit einem sehr guten Bekannten auf meinem Sofa säße und mich gehen ließe in heiterm, ungebundenem, unbewachtem, in tausend Nuancen hin und her tändelndem Gespräch und mit einemmal gewahr würde, daß ich von einem kritisch aufhorchenden Publikum umringt sei ...*

Sibylles Gaben zum Geburtstag ihres *caro amico* am 11. September 1834 finden ein bewegtes Echo bei Henriette:

Das ganze Zimmer war mit Blumen und Weintrauben, die er leidenschaftlich liebt, geschmückt – in der Mitte dieser Blumen lagen die Geschenke. Weißt Du was das Erste war, das er sah? Deine Kette! – er griff danach u[nd] sagte was ist das? das ist ja wundervoll gearbeitet! ich schenke sie Dir sagte ich lachend! Er sah mich an, u[nd] sagte: das ist nicht wa[h]r! nun neckten wir uns herum bis ich unter dem Kranz Deinen Brief vorzog – diese Fee! sagte er lustig – aber sie muß unter curatel kommen – es geht nicht mehr! morgen schreibe ich ihr! dies wunderbare Wesen! etwas ähnliches gibt es nicht! Jetzt sagte er lachend hat sie mich fast eingekleidet – im nächsten Augenblick dachte er wieder an dein Kästchen! genug! es hat ihm Freude gemacht – sogar recht viel! Ich setzte mich gleich hin, u[nd] nestelte seine Uhrkette ab, u[nd] die Deinige an, er hat sie den Tag über mehr denn zehn mal aus der Tasche gezogen.

Und sein Dankesbrief versucht hinter einer leisen Ironie die

Rührung zu verbergen: *Um Gottes Willen, wo soll denn das alles enden, teure Freundin, mit den Geschenken? [...] Ich bin ja eingekleidet, ausgerüstet mit Ihrem Eigentum wie Ihr Leibeigener! Ich muß mir auf die Knöpfe ein S. M. setzen lassen, da Sie mich jetzt kleiden, nachdem Sie mich im vorigen Sommer gespeist und getränkt haben!*

An Gegengaben fehlt es nicht, eine Kopie der Dantebüste von Canova, eine antike Vase, ein Karneol mit einer Chimäre finden den Weg zu ihr, außerdem sein Angebot, *in einer der bedeutendsten Kirchen am Rhein, z. B. im Dom zu Köln, St. Gereon, St. Aposteln oder – Bonn im Münster ein Bild zu malen. [...] Denken Sie, Frau Rheingräfin, einmal darüber nach und sagen mir Ihre Meinung!*

Sibylle dankt innig *für die schöne Idee*, besteht indes auf einen angemessenen Preis, den er festzusetzen habe und selbstverständlich müsse Bonn das Bild erhalten. Aber Wach, sowieso saumselig in seinen Versprechungen – auf eine Handzeichnung von ihm und die Porträts der Geschwister wartet sie jahrelang – wird wohl Abstand davon genommen haben.

Für Wach steht die *hochgeehrte Freundin so sehr über allen konventionellen Begriffen*, dass er sie nicht nur *Rheingräfin* nennt, sondern auch *alles tut, was er vielleicht noch nie für eine Frau tat*, wie Henriette der Freundin vertraulich mitteilt und hinzufügt: *So ist der Mann, dem Du den neuen Schmuck Deines edlen Gefühls zuwendest – Mathilde konnte ihren Papst nicht uneigennütziger lieben, Gregor VII. nicht ferner sein von irdischer Vermischung dieser Empfindung mit seiner eigentlichen Bestimmung! Sei – bleibe seine Mathilde!*

Seit ihrem Zusammensein im Frühherbst 1833 sinnt Sibylle auf eine Wiederholung. Inzwischen müssen Briefe genügen, Briefe, die neben Bekenntnissen und Geständnissen auch ihre Gedanken über die Pflichten des Reichtums gegenüber Kunst und Wissenschaft festhalten. Sie, die Wach als gefesselten Prometheus begreift, dessen Kreativität im Kleinkram von Orga-

nisation und Verwaltung erstickt, hat nur ein Ziel vor Augen: seine Unabhängigkeit als Künstler. Großzügig bietet sie ihm und Henriette finanzielle Hilfe für einen längerfristigen Aufenthalt in Italien an. Dabei übersieht sie, dass er – längst an die Alltagsfron gewöhnt – seinen Ehrgeiz allmählich verloren und auch Kränklichkeit – seine und die der Schwester – den Elan gedämpft hat. Sibylles Vorschläge und Appelle werden demzufolge nur halbherzig erwogen. Zunächst bleibt sie hartnäckig, bis sie einsehen muss, dass beide im vertrauten Ambiente und in lieb gewordenen Gewohnheiten zu fest verwurzelt sind, um einen Neuanfang zu wagen. Zudem gehen ihre politischen Ansichten auseinander – die Geschwister sind überzeugte Monarchisten, Sibylle hingegen ist dem rheinischen Liberalismus verhaftet. Jede Art von höfischer Etikette und öffentlicher Präsentierung ist ihr lästig. Einer anberaumten Vorstellung beim Kronprinzen während seines Kölner Aufenthalts war sie ausgewichen, was die königstreue Henriette versteckt rügte: *Aber meinem Kronprinzen hätte ich es doch gegönnt, mit Dir zu reden! Aber freilich lieber auf Deinem Sofa.* Im Fundament der Freundschaft zeigen sich haarfeine Risse, die sich nach und nach verbreitern werden.

Am Scheideweg

Bonn: Frühjahr 1835

Italien oder Siechtum. Eine andere Alternative für die Frau des Hauses sieht der Hausarzt Heinrich Wolff im März 1835 nicht mehr, nachdem verschiedene Therapien mit homöopathischen Mitteln wirkungslos geblieben sind.

Sibylle leidet seit Jahren an bohrenden Kopfschmerzen. Immer wieder muss sie das Bett hüten. Eine organische Ursache kann nicht festgestellt werden. Wolff drängt auf eine baldige Entscheidung, zumal weitere Gutachten von Ärzten seine Empfehlung bestätigt haben. Sybille zögert. Ob aus Fatalismus oder innerem Vorbehalt, ihre Familie könne sie nicht entbehren, bleibt unbestimmt. Was also tun?

Der Frühling lässt in diesem Jahr auf sich warten – ein Umstand, der den Wechsel vom Bonner Stadthaus auf den Auerhof verzögert. Seit Herbst 1832 wohnen sie nun schon hier in der Wilhelmstraße A 22, später Nr. 33. Das zweistöckige Gebäude krönt eine Mansardenfront mit aufgesetzter Balustrade. Die beiden eingeschossigen Seitenflügel mit Toreinfahrten geben dem Haus einen klassischen Anstrich, ebenso die breite Fensterfront an der Fassade. Rückseitig geht der Hof in einen Garten mit altem Baumbestand über. Aus der unteren Diele führt eine geschweifte Doppeltreppe in die obere Etage zu Sibylles Privaträumen – einem dreifenstrigen Wohn- und Schlafzimmer mit anschließender Bibliothek und einem Zimmer für die Töchter.

Zu den Nachbarn bestehen gute Kontakte. Der Professor für Jurisprudenz Bethmann-Hollweg – zeitweise Kurator an der Bonner Universität und künftiger preußischer Kultusminister – hat sein Domizil schräg gegenüber. 1844 wird hier Sibylles Hausarzt einziehen. Das Nebenhaus bewohnen Staatsrat Niebuhr und seine Frau. Leider starben beide kurz hinterein-

ander im Januar 1831 an Lungenentzündung. Rechts neben Mertens hat sich ein Freund der Familie – der Jurist Böcking – eingerichtet. Seine kritischen Ausgaben römischer Rechtsquellen und der Werke August Wilhelm Schlegels finden allgemein Anerkennung. Erfreut war Sibylle, als ihr väterlicher Freund und Trauzeuge Philipp Riegeler den letzten freien Platz in der Häuserzeile bebauen ließ und im November 1834 aus Köln in ihre unmittelbare Nähe zog.

Nach Wolffs Visite hat sich Sibylle in das Obergeschoss zurückgezogen. Ungestört will sie über ihre Zukunft nachdenken, auch ist Briefpost dringend zu erledigen. Ottilie und ihre Reisegefährtin Anna werden schon in Wien auf Nachricht von ihr warten, ebenso Annette im westfälischen Rüschaus und Henriette in Berlin.

Sibylle wandert unruhig durch die Räume. Zu nichts kann sie sich aufraffen. Ihr Blick schweift über das kleine Bild der Heiligen Maria Magdalena mit der Salbbüchse von Lucas Cranach, eine Leihgabe aus dem väterlichen Nachlass, streift flüchtig die Büsten der Diana, des Jupiter und des Apoll auf den Bücherschränken und Repositorien und ruht nachdenklich auf den Skulpturen ihres Vaters und Walraffs, die ihr Louis zum Einzug vor drei Jahren überreicht hatte. Sacht berührt sie die Büste Dantes, das Geschenk von Wach, und den Marmorkopf Goethes – Ottilies letzte Gabe.

Das Schicksal dieser Freundin liegt ihr besonders am Herzen. Tat- und Geisteskraft hat Sibylle mobilisiert, um der seit September vorigen Jahres wie Ahasverus Herumirrenden zu helfen, ihr das Wiener Asyl mit Zuspruch und finanziellen Mitteln zu erleichtern. Am 15. Februar hat Ottilie ihr viertes Kind geboren. Getauft wurde es auf den Namen Anna Sibylla Poiwisch nach den beiden Patinnen – der sie begleitenden Anna Jameson und Sibylle. Als Familiennamen entschied sich Ottilie für eine Modifikation ihres eigenen Mädchennamens Pogwisch.

In Weimar kursieren Gerüchte. Denn Otilies lange Abwesenheit unter dem Deckmantel einer Bildungsreise öffnet Tür und Tor für Spekulationen. Bisher hat die Familie zwar jeden Verdacht zu zerstreuen versucht, doch hinter vorgehaltener Hand floriert der Klatsch, noch genährt durch die Flüsterpropaganda aus Frankfurt. Otilie, seit fünf Jahren Witwe, habe anstatt den Mann ihres Lebens ein Kind bekommen. Als Vater wird Charles Sterling vermutet. Andere tuscheln von einem gewissen englischen Kapitän. Genaues weiß eben niemand. Otilie – *der verrückte Engel*, wie sie in Weimar heimlich genannt wurde, ist jetzt ein gefallener geworden.

Die besondere Situation hat Sibylle und Otilie noch näher gebracht. Konventionen zählen nicht mehr. Vorbehaltslos gehen sie aufeinander zu und tauschen sich miteinander aus – die Kranke mit der Kranken, die Glücklose mit der nicht Glücklichen. Erst am Silvestertag des vergangenen Jahres re-sümierte Sibylle:

Soll ich dem Jahreskinde ein „Salve“ zurufen? – Auch das, obwohl ich nichts erwarte; aber man soll den Fremdling freundlich begrüßen, daß sein Zorn nicht mit uns auch andre trifft. Melancholisch sei ihre Stimmung, denn mein armer Kopf ist wie der Hecla, wo Thors Diener Tag und Nacht auf den Amboss hämmern, nicht Waffen des Gottes, sondern meine eigne dröhnende Qual.

Trotzdem habe sie sich am Abend aufgerafft, um mit den Kindern, Adele und verschiedenen Freunden das Jahresende festlich zu begehen und sei dankbar für diese frohe Stunde. Otilie aber verdanke sie das Beste, was ihr in letzter Zeit widerfahren ist, das Vertrauen zu sich selbst: *Sie sind so freundlich und gut gegen die Schrofße, Launenhafte, Ungefügige gewesen, Sie haben Werksteine zugetragen, mit denen ich den Glauben an mich selbst aufbauen würde, wenn ich mein Loos je des Aufbauens dieses Glaubens werth achtete.*

Und wenige Wochen später, wieder zu später Nachtstunde,

als alles verstummt ist, kein Geräusch mehr die Gedanken übertönt, die sonst der Tageslärm verwirrt und ablenkt, beschwichtigt sie Ottilies Sorge um sie:

Und doch dürfen Sie sich nicht ängstigen um mich, liebe Ottilie; diese böse Zeit wird vorübergehen, und wenn auch keine Aussicht sein mag, das Uebel, welches sich so fest unter meinen Schädel verschanzt hat, ganz zu heilen, so ist doch wohl fürs erste an keine Gefahr zu denken; und was die Zukunft bringt, mag ich ruhig erwarten, seitdem Wolff mir bei seiner Ehre versicherte, daß niemals die direkte Folge des Kopfübels, so wie es jetzt bestehe, Wahnsinn sein kann: das war das Einzige, wovor mir graute, und nun ich über diese Angst hinaus bin, ist alles gut.

Dagegen beunruhige sie Ottilies Befinden weit mehr. Sie rate dringend, sich zu schonen und ordentlich pflegen zu lassen.

Diesen Appell wiederholt sie heute, am 27. März, auch wenn sie der Freundin *mit ihrem Predigerton wohl recht albern vorkommen mag. Ich bin töricht, leichtgläubig, unbesonnen, ängstlich, scheu und störrisch wie ein Kind, und leidenschaftlich wie ein Malaye; und das will weise sein und predigen!?*

Nichts aber liege ihr mehr am Herzen als Ottilies Wohl und Wehe. Mithin könne sie jederzeit auf ihren Beistand zählen, solange es nötig sei.

Dann geht sie auf ihr eigenes Problem ein – die Vorentscheidung, die erst vor wenigen Stunden gefallen ist: *Ich werde, nach Wolffs Ausspruch am heutigen Abende, wohl kaum der Unannehmlichkeit entgehen können, die Reise nach dem Süden, für mich jetzt in mancher Beziehung eher ein Fegefeuer als Paradies, zu unternehmen: doch wehre ich mich noch immer standhaft gegen das, was fast Notwendigkeit ward, und vielleicht gelingt mir dennoch der Sieg.*

Unvermittelt tönt Louis' lautstarke Stimme von unten herauf und lässt sie zusammenfahren. Also ist der Herr des Hauses eingetroffen. Prompt steigen bittere Gefühle hoch. Wieder

war es wegen Adele zu Spannungen gekommen. Diese ständigen Provokationen vergiften das Klima. Der Eklat zwischen ihm und Adele voriges Jahr Anfang Juli – Sibylle hielt sich mit Otilie und Anna in Frankfurt auf – ist ihr noch frisch im Gedächtnis. Adele war kaum zu beruhigen gewesen. Vor Otilie nahm sie kein Blatt vor den Mund: *er hat mich so gröblich, so ganz abscheulich beleidigt u[nd] Dich in Parathese mit, daß ich die Oper nicht schicken u[nd] in Abwesenheit der Frau nie mehr das Haus betreten kan[n]. Ich würde keine Magd, der mein Mann einen solchen Auftrag gäbe, so ehrenrührig behandeln, und wäre der Patron nicht so erzgemein, u[nd] nicht als solcher anerkannt so würde ich nicht mehr zu ihr gehen können. So aber kan[n] mir dies Unthier nichts schaden: es ist als wenn ein böser Hund mich anbellt.* Und Otilie empfahl sie ebenfalls strengste Zurückhaltung gegenüber Mertens, was Bestellungen für und Sendungen an Sibylle betreffe.

Louis' Benehmen, seine Taktlosigkeit im Umgang mit ihrem Freundeskreis, verstimmt sie tief. Warum dieser Affront? Ist er etwa eifersüchtig auf Gefühle, von denen er sich ausgeschlossen wähnt? Oder befürchtet er, die Hausfrau verbringe ihre Zeit mit Nichtigkeiten, anstatt sie der Familie zu widmen? Eine Antwort weiß Sibylle nicht.

Ein Teufelskreis, zumal ein gegenseitiges Ausweichen schwierig geworden ist, seit er im Januar 1830 seinen Posten in der Bank aufgegeben hatte. Angeblich sollen Unregelmäßigkeiten in der Abwicklung von Geschäften den Rücktritt erzwungen haben. Dagegen wittert Sibylle eher ein Komplott in der ganzen Affäre. Nur die Stiefmutter konnte an einem Wechsel interessiert sein – aus dynastischen Gründen, um die leitende Position im Bankhaus ihrer eigenen Familie zu sichern. Hätte sonst Wilhelm Deichmann nur vier Monate nach Antritt als Geschäftsführer die jüngste Schaaffhausen-Tochter Lilla geheiratet?

Sei es wie es sei, Louis ging in den Ruhestand. Ohnehin hatte

der berufliche Stress seine Gesundheit angegriffen. Das Haus in der Trankgasse 21 wurde vorläufig an den neu ernannten Gouverneur der Rheinlande, Prinz Wilhelm von Preußen, und seine Frau Prinzessin Marianne vermietet, zwei Jahre später an den Schwager Deichmann verkauft und ein Grundstück in Bonn zu günstigen Konditionen erworben. Die Kommune hatte auf dem ehemaligen Gelände der Festungswerke zwischen dem Stern- und Kölntor bauwilligen Bürgern gratis Land angeboten und so den langgehegten Wunsch nach einem repräsentativen Haus für die Familie in greifbare Nähe gerückt. Unterdessen residierte er zum Missfallen seiner Frau auf dem Auerhof, der inzwischen durch weitere Landankäufe in die Kategorie „landtagsfähiges Rittergut“ fiel. Von hier aus trieb er den Hausbau voran, verwaltete seine Immobilien und interessierte sich als Aktionär für Industrie und Gewerbe. Im Herbst 1832 avancierte er durch den Kauf der Gerberei in St. Thomas bei Andernach zum Fabrikanten. Nebenbei kümmerte er sich um die Erziehung der Kinder.

Dieser unterschwellige Groll gegen Louis – manchmal kommen deshalb Schuldgefühle auf. Woran liegt es, dass die Chemie zwischen ihnen einfach nicht stimmt? Etwa an ihrem eigenen Dämon? Gerechterweise muss Sibylle zugeben, dass ihn die schönen Künste nicht gleichgültig lassen. Ihre Sammelleidenschaft für Kunstgegenstände, auch ihr Faible für Bücher, für alte Gemälde oder Poesie und Musik – akzeptiert er nicht nur, er knüpft sogar selbst Fäden zu Antiquaren und Händlern.

Erst kürzlich war eine bedeutende Privatsammlung im Gespräch gewesen. Schon Goethe hatte seinerzeit mit ihr geliebäugelt. Der Nürnberger Paul Praun hatte während seines Aufenthalts in Bologna Ende des 16. Jahrhunderts eine umfangreiche Gemmen-Sammlung angelegt, die seine Erben seit geraumer Zeit feilbieten.

Und noch ein Bild von Louis taucht vor ihrem inneren Auge

auf – seine Rolle als Gastgeber. Wie nett, liebenswürdig, gelöst und heiter tritt er in geselligen Runden auf. Zweifellos gibt er eine gute Figur ab, weiß jedem etwas Nettes zu sagen, kümmert sich um das leibliche Wohl der Geladenen und nimmt neue Ankömmlinge unter seine Fittiche. Unbestritten hat er einen Blick für Fremdlinge und Schüchterne, die er dann geschickt in ein Gespräch und in den Kreis der Stammgäste zieht. Manche Frauen würden sie um diesen stattlichen Mann beneiden.

Auf den Festen ging es oft ausgelassen zu, nicht nur im Bonner Haus, auch in Plittersdorf, wenn die Gäste nach einem üppigen Dinner auf den Uferwiesen unter Lachen und Scherzspielen arrangierten. Sibylle denkt mit Wehmut an die Zeit der Geselligkeiten zurück, sie scheint vorüber zu sein.

Ihr Sinnieren wird jäh unterbrochen. Besuch meldet sich an – die nette Nachbarin von nebenan erkundigt sich nach ihrem Befinden. Das Geplauder, zunächst lebhaft geführt, ermüdet bald und strengt an. Warum glauben die Leute immer, eine Kranke müsse aufgeheitert und abgelenkt werden. Stattdessen würde sie lieber mit sich zu Rate gehen und Rückschau halten, vielleicht auch ein stilles Zwiegespräch mit ihren Freunden führen.

Ihre Einsilbigkeit lässt das Gespräch allmählich versanden und den Gast aufbrechen. Erleichtert genießt Sibylle die Stille.

Neben einem Bukett pastellfarbener Freesien, Ranunkeln, Aurikeln und Anemonen liegt auf der Konsole ihr Stammbuch, das zugleich als Gästebuch dient. Gedankenverloren blättert sie darin. Es ist in Quartformat gehalten und in weißes Pergament gebunden. Vorder- und Rückseite ziert je ein goldgeprägtes Strahlenkreuz, aus dessen vier Ecken Strahlenbündel hervorschießen. Die Umrahmung bildet eine doppelte Mäanderborte. Am Kopf der Seiten ist das jeweilige Datum mit Monat und Tag angegeben. Wieviel an Gedankensplit-

tern, Aphorismen und Zeichnungen oder auch nur Auto-graphen von Freunden, Gästen und flüchtigen Besuchern wurden hier seit einem Jahr schon eingetragen. Sibylle selbst hat am 1. April 1834 den Reigen mit einem Ausspruch Jean Pauls eröffnet: *Der April im Universum schmerzt mich nicht, – aber der in der Menschenbrust.* Drei Tage später folgte Adele mit einem Motto, das sie zehn Jahre zuvor am Vorabend ihres Geburtstages in ihr Tagebuch notiert hatte: *Schenkt dem Geiste neue Klarheit! Laßt dem Herzen alte Treue!* Der letzte Eintrag Sibylles vom 27. Februar dieses Jahres enthält einen Spruch von Mark Aurel: *Du bist eingestiegen, fortgefahren, angelandet, steig aus! überall sind Götter.* Ein Optimismus, der momentan unangebracht zu sein scheint, denn nach wie vor plagen sie Schmerzen, und die Tage schleppen sich lust- und freudlos hin. Seufzend schließt sie das Buch.

Unablässig prasselt der Regen gegen die Scheiben. Ihr ist dabei zumute, als trommelten winzige Hämmerchen in ihrem Kopf. Wann hatten sie nur begonnen, diese zermürbenden, alle Tatkraft untergrabenden Kopfschmerzen? Ein Sonnenstich vor zwölf Jahren wird als Ursache vermutet, sie führt das Übel eher auf die Gehirnerschütterung zurück, die sie 1831 für Monate ans Bett fesselte. Heimlich aber fürchtet sie, der Vater habe ihr diese Anlage vererbt. Dieser Gedanke verfolgt sie bis zur Manie.

Äußerlich sieht man ihr die Krankheit kaum an. Ohnehin von Gestalt hager und hochgewachsen, sind kaum Spuren in dem schmalen Gesicht zu entdecken. Nur um Augen, Nase und Mund haben sich winzige Fältchen eingegraben. Und die Haarfülle wurde geopfert. Der nun kurze Schopf ist unter einem breiten Seidenband versteckt. Den Kopf in die Hand gestützt und das Gesicht dem Fenster zugewandt, grübelt sie über sich und ihre Krankheit nach.

Es ist spät geworden – schon längst Essenszeit. Sibylle spürt die Unruhe des Hauses, die Ungeduld der Kinder. Im Spei-

sezimmer deutet das Klirren von Geschirr und Besteck auf die bevorstehende Familienrunde, der würzige Geruch nach Gemüsesuppe zieht vom Küchentrakt nach oben. Lebhaftige Geräusche dringen herauf: Julius, der 15jährige Gymnasiast, neckt sich mit den älteren Schwestern Marie und Therese, dazwischen lautstarkes Protestgeschrei von Elisabeth, deren Puppenspiel Gustav gestört hat. Mittenrein tönt Thereses glockenhelle Stimme. Sie probt ein altes Volkslied und wird dabei von Marie am Klavier begleitet. Einzig von dem Nesthäkchen Auguste ist nichts zu hören, wahrscheinlich hat sie sich in einem Zimmerwinkel mit alten Bilderbüchern vergraben.

Die Kinder – der Alltag mit ihnen – welche Freuden, aber auch Sorgen, wie viele Nöte in Krankheitstagen oder Probleme mit Schule und Pensionat. Die Mutter gilt als rigoros in Erziehungsfragen, speziell wenn es darum geht, Widerspenstige zu zähmen. Zumindest im Rückblick der Tochter Elisabeth auf ihre Kindheit ist mehr von Strenge als von Zärtlichkeiten die Rede, Erinnerungen, die vielleicht spätere Konflikte gefärbt haben.

Sibylle träumt vor sich hin. Zerstreut greift sie nach der kleinen Bronzefigur eines geflügelten Amor. Wieviel Anmut und Eleganz sie ausstrahlt – Sinnbild einer versunkenen Welt. Die Gegenwart dagegen mutet plump an. Unruhig blickt Sibylle auf die Empireuhr auf dem Kamin. Wo nur Adele bleibt? Sonst kommt sie jeden Tag kurz vorbei. Gerade heute, wo ihr Rat so gefragt ist, trödelte sie.

Die Glocke ruft zum Abendessen, das heute verspätet beginnt. Alle versammeln sich um den ovalen Esstisch im Speisezimmer. Unter dem Blick des Hausherrn verstummen kindliches Gewisper und Gezänk. Der Diener Johann serviert, zuerst Suppe, dann Fisch und gebratenes Rebhuhn, zum Dessert Himbeercreme mit Vanillesoße, zuletzt noch Obst und in Würfeln geschnittener Käse. Dazu wird ein trockener Wein

gereicht und für die Kinder Obstsaft. Das Gemurmel eines kurzen Tischgebets vor und nach dem Essen untermalt die Zeremonie. Von Adele noch immer keine Spur. Unter dem Vorwand eines Abendspaziergangs entschließt sich Sibylle kurzerhand, in die Wenzelgasse zu gehen und nach ihr zu sehen. Eine Begleitung ihres Mannes lehnt sie ab.

Wie sie vermutet hatte, ist Adele unwohl und hütet das Bett. Eben wollte sie ein Billett in die Wilhelmstraße schicken. Sibylle ist erschrocken über das leidende Aussehen der Freundin, darüber kann auch ihre forcierte Lebhaftigkeit nicht hinwegtäuschen. Vom Salon, in dem sich wie üblich allerlei Besucher um die Mutter scharen, dringen Gesprächsfetzen herüber. Erst gestern sind der Freund aus Jena, der Professor für Literatur Oscar Ludwig Bernhard Wolff – er nennt sich gern „Deutschlands erster Improvisator“ – und sein Dichterkollege Ludwig Bechstein – Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek in Meiningen – eingetroffen. Wolff hat 1828 Adeles Jugendfreundin Louise Kirsten geheiratet und ist inzwischen Vater von zwei kleinen Mädchen, Adele und Marie. Soeben brilliert er mit einer anschaulich untermalten Reisereportage. Deutlich ist seine sonore Stimme vernehmbar. Unabsichtlich müssen beide lächeln. Der Bann ist gebrochen und in gelöster Stimmung begrüßt Sibylle die Gäste. Hin und her fliegen Rede und Gegenrede. An Gesprächsstoff mangelt es nicht. Wolff und Sibylle teilen ein Steckenpferd – das Sammeln. Er spürt Volksliedern und Handschriften nach, sie Antiken. Feudig überrascht konstatiert er ihren Einklang im Gästebuch: *Ein Jubelruf, wenn auch ein Federstammeln: Es leben unaussprechlich, die da sammeln!* Darin kann auch Bechstein einstimmen, denn *die schätzbare Bekanntschaft einer geistreichen Frau, Altertumskennerin und Sammlerin habe ihm mehrere der in dortiger Gegend ausgegrabenen römischen Anticaglien geschenkt*, berichten seine Reiseskizzen. Bevor Sibylle wieder aufbricht, berichtet sie der Freundin von

der ärztlichen Diagnose. Adele ergreift sofort Wolffs Partei und zieht alle Register der Überredungskunst, hat aber das Gefühl, nichts erreichen zu können. Ihre Sorge um Sibylle äußert Adele Ende April an Ottilie: *Billa ist krank, ich halte sie durchaus nicht für lebensgefährlich, aber ich glaube, wenn sie nicht in ein südlich Clima geht, kann ihr Zustand sehr traurig werden und ein langes Siechtum entstehen, was in meinen Augen tausendfacher Tod ist. Wolff und ich thun alles Mögliche, sie will aus Eigensinn nicht.*

Nur nach und nach schmilzt der innere Widerstand gegen einen Aufenthalt im Süden. Überzeugt, bald sterben zu müssen, vertraut Sibylle ihrem Freund Wach am 22. April ihr Bedürfnis an, *jedes Gemeine zu entfernen und aus dem Besten Veredlung zu schöpfen, um der großen Freiheit reiner entgegenzugehen; man hat eben keine Zeit mehr zu verscherzen und zu verlieren und muß sich zusammenehmen im Wählen und Genießen.*

Gleichzeitig erwähnt sie, dass eine Aussicht auf Lebensverlängerung bestünde, falls sie dem Drängen ihres Arztes nachgäbe und nach Italien ginge, mit einer Voraussetzung: *„mein Gebietender“, Herr Mertens, muß mir nämlich befehlen, verstehen Sie, befehlen, hinzugehen: dann gehe ich! Doch das ist so gut wie „no!“*

Noch ehe sie den Brief fortsetzen kann, zwingen sie Übelkeit und Schwäche ins Bett, *und da liege und teils sitze ich noch in jetziger Stunde, ohne besondere Schmerzen, ohne ängstliche Zufälle, aber so schwach, so müde, so gliederzerschlagen, so geh- und stehunfähig, daß ich lieber gar nicht versuchen mag, meine Steh- und Gehversuche mißlingen zu sehen. Und dabei regnet und stürmt es draußen wieder nach allen Launen des mißge-launtesten Wolkenzeus.* Zu allem Überflus steigert ein Brief aus Berlin das Unbehagen. Er rät ebenfalls zu einer Reise in den Süden. Sibylle seufzt: *Auch Sie also wollen mich wegsenden, fernhin, nach dem weit entlegenen Land, wo [...] ich allein*

stehen werde mit meinen Schmerzen, mit all meinen Leiden. Und so ruft Ihr alle mir zu: ‚Ziehe hin nach Italien, in das ferne Land!‘ und keiner noch sagte: ‚Ich will mit dir ziehen!‘

Ihr Zustand verschlimmert sich weiter, so dass Wolff ein Ultimatum stellt. Auch Louis stimmt der erneute Krankheits-schub um. Er beschwört sie zum sofortigen Aufbruch. Noch zögert Sibylle. Von Henriettes Freundin, Edda von Kalb, sind alarmierende Nachrichten eingetroffen. Henriette sei sehr krank, berichtet die erste Hofdame der Prinzessin Marianne von Preußen und Tochter der Charlotte von Kalb – einst die Muse und Freundin namhafter Dichter der Goethe-Zeit. Sibylle hat die kleine, etwas rundliche und blühend aussehende Person Ende 1830 kennengelernt, als sie mit ihrer Herrschaft in das Mertenssche Haus zog. Damals hatte Henriette die Kölnerin als sachkundige Beraterin für Land und Leute empfohlen. Seitdem pflegen beide einen losen, aber herzlichen Kontakt.

Henriette leidet an somnambulen Anfällen im Wechsel mit Krämpfen und Ohnmachten. Einzig die Behandlung durch einen Hypnotiseur scheint Linderung zu bringen. Eine Operation wird erwogen und danach ein Kuraufenthalt. Sofort wittert Sibylle die lang ersehnte Chance, gemeinsam mit den Geschwistern einen Badeort in der Nähe zu beziehen.

Außerdem wird Anna Jameson bald Wien verlassen und über Bonn nach London zu ihren Eltern und weiter zu ihrem Mann nach Kanada reisen. Wer weiß, ob sie sich wiedersehen werden, wenn diese Chance jetzt ungenutzt bleibt.

Desto unerwarteter kommt der Umschwung. Bedrängt von allen Seiten, entschließt sie sich von heute auf morgen, die Seebäder in Genua aufzusuchen. Fest überzeugt, Henriette und Wilhelm werden ihr bald folgen und nun statt Ems Genua als Kurort wählen, zumal ihnen keinerlei Kosten entstünden, da *ich dieses Defizit in Eurer Kasse bei dem Budget meines Reisebedarfs in gehörigen Anschlag gebracht habe*, kündigt sie

ihnen am 10. Juni an, der Termin für ihre Abreise sei kurzfristig auf morgen oder übermorgen festgesetzt. Die Würfel sind gefallen.

Genueser Kaleidoskop

Genua: Juli 1835 bis Juni 1836

Eine andere Welt

Endlich! Die Strapazen der Reise sind überstanden. Erlöst atmen alle auf, als am 4. Juli die silbrig glänzende Meeresfläche vor ihnen liegt, aus der die Stadt Genua – La Superba – gleich einem Amphitheater terrassenförmig ansteigt.

Schlagartig sind sämtliche Beschwerden und Sorgen vergessen. Als habe ein Zauberspruch die Lethargie der letzten Monate aufgehoben, erwachen alle Lebensgeister – Gefühl, Sinne, Erregbarkeit und Willensstärke. Freude überwältigt Sibylle. Der Wahlspruch des römischen Staatsmannes und Feldherrn Mark Aurel aus ihrem Stammbuch: *Du bist eingestiegen, fortgefahren, angelandet; steig aus! Überall sind Götter!* – hier und jetzt gilt er.

Fast drei Wochen ist Sibylle mit den Kindern Marie, Auguste und Gustav unterwegs gewesen. Begleitet wurden sie von der Kammerjungfer Mina, dem Kutscher Johann, dem in der Schweiz engagierten Diener Louis bzw. Luigi und dem Hund Türk. Am späten Nachmittag des 11. Juni sind sie von Bonn mit eigener Kutsche und zwei Pferden bei drückender Schwüle aufgebrochen, unter heftigen Gewittergüssen in Mainz angekommen und weiter über Mannheim, Freiburg nach Basel gefahren. Sie haben Lausanne und Brig gestreift, den Simplon-Pass überquert und in Iselle den mitgenommenen Büchervorrat an Lexika, Wörterbüchern, Gedichten und klassischer Literatur der Zollbehörde ausliefern müssen. Nach einer Ruhepause in Domodossola stand ihnen ab Novara noch eine gefahrvolle Fahrt bevor. Tagsüber in Staub und Hitze gehüllt, wuchs nachts die Angst vor einem Überfall. Vorsorglich lagen ein kleiner Damaszenerdolch und ein Geldbeutel in Reichweite.

Nur ein Wunsch beseelt die Reisenden – Baden, Essen, Schlafen. Im Hotel York an der Piazza dell'Annunziata werden Zimmer gebucht. Marie, achtzehnjährig, und der elfjährige Gustav haben sich gleich in das schützende Nest der Betten gekuschelt, zu erschöpft, um überhaupt noch einen Bissen herunterzubekommen.

Sibylle liegt ausgestreckt in der Wanne aus carrarischem Marmor, am anderen Ende hockt Auguste, die Jüngste mit ihren acht Jahren, klein und dünn. Das Wasser plätschert warm um sie herum, breite lindgrüne Tücher liegen zum Abtrocknen bereit, nebenan steht schon der Tisch gedeckt mit Weißbrot, Käse, Oliven, Tomaten, Wasser und Wein. Ein warmer Wind bauscht die Vorhänge. Wenig nehmen beide zu sich. Fast fallen ihnen beim Essen die Augen zu.

Sibylle und die Kinder verschlafen den Tag, die Nacht und den halben Vormittag, ehe sie an der Mittagstafel im Speisesaal des Hotels wieder zusammen-treffen. Alle sind ausgeruht und unternehmungslustig.

Von der Straße schallt Lärm herein. Fischhändler und Kutscher überbieten sich an Lautstärke, begleitet von den sonoren Basstönen der Lastenträger. Grell rauscht Militärmusik eines vorüberziehenden Korps auf, dazwischen läuten die Glocken der zahlreichen Kirchen – ein verwirrendes Spektakel.

Aus dem weit geöffneten Portal von Santa Annunziata dem Hotel vis-à-vis fluten Orgelklänge und rufen zur Messe. Entzückt folgt Sibylle der emotionsgeladenen Predigt eines Franziskaners. Seine klangvolle Stimme mit einem Anflug von Pathos erfüllt das Kirchenschiff und fesselt die Gläubigen. Beeindruckt skizziert sie die Szene in ihrem Tagebuch:

Die Predigt behandelte den Fischfang Petri, und wie er nun, die Sünder ermahmend, nicht zu zweifeln an der Barmherzigkeit Gottes und Buße zu tun, mit unübertrefflicher Mimik und grandiosen Bewegungen beide geöffneten Hände weit voneinander streckte, dann näherte, als wollte er die geballte Luft fas-

sen, und mit rascher Wendung nun das Erfasste hinwarf zu den Füßen des Kruzifixes an der Kanzel – das waren Stellungen, der Antike nachgebildet, und dabei die Donnerstimme, der Wohl-laut und die gebildete Rede – wirklich begeisternd; auch schien der Prediger sehr in Mode zu sein, denn die Kirche war angefüllt mit Leuten der höheren Stände.

Ein erster Rundgang in die Stadt am späten Nachmittag gegen sechs Uhr führt hinauf am Theater Carlo Felice vorbei zum Parco Acqua sola, wo eine frische Meeresbrise weht. Zurück geht es über die von Palästen gesäumten Prachtstraßen, Strada Nuova und Nuovissima, weiter durch enge Gassen im Hafenviertel, die das Gewimmel der Volksmassen fast unpassierbar machen, bis zum prachtvollen Platz vor der Mole an der Dogana. Die ganze Atmosphäre der Stadt wirkt in ihrem Wechselspiel der Bilder irgendwie episodenhaft und erinnert an ein Märchen aus verlorener Zeit. Sorgen, Ängste und Frust sind wie wegblasen. Zuversicht ist das Element dieser anderen Welt, die Sibylle betreten hat.

Um sich zu assimilieren ist die Einrichtung eines selbständigen Haushalts unerlässlich. Die ehemalige Casa Grimaldi am Hafen wird gemietet, kurzfristig bezogen und das Dienstpersonal instruiert.

Ab sofort wird selber gekocht. Gemüse bereitet Mina, die Kammerzofe, zu, auch das Pfannkuchenbacken fällt in ihr Ressort. Johann, der Kutscher, übernimmt das Kartoffelschälen und das morgendliche Porridge – sein Meisterstück. Luigi, der neu eingestellte Diener sorgt für die Zubereitung von Koteletts, Beefsteaks und Makkaroni – eine Spezialität von ihm. Also *eine Wirtschaft à l'allemande, à l'anglaise, à l'italienne.*

Die Aufgaben sind sinnvoll verteilt, nach Fähigkeit und Leistungsvermögen. Sibylle ist zufrieden.

Sie selbst sitzt entspannt an ihrem Schreibtisch im großen, hohen Saal des Hauses mit Aussicht auf das Meerespanorama und das Menschengetümmel am Hafen. Ihr Outfit ist denk-

bar einfach – ein leger geschnittenes Baumwollkleid und ein breites Stirnband im Haar. Vor ihr steht ein bauchiges Tintenfass aus rotgeädertem Marmor, liegen frisch angespitzte Stifte und Federn, mehrere dicke, noch leere Hefte und an der Seite das geliebte Stamm- und Gästebuch. Welche Namen und Lebensmaximen wird es wohl in einem Jahr bergen? Nachdenklich ruht ihr Blick darauf, ehe er weiterschweift und auf der burlesken Szenerie unterhalb der weit geöffneten Fenster haften bleibt:

Unten schreien und lärmen Matrosen, Facchinis, Zitronen- und Kuchenverkäufer, Marmorschleifer, Bettelbuben, Esel und Maulesel, Holzhändler und die zahlreichen Käufer. Das Tor vor mir heißt: al Ponte delle Legne, an der Brennholzbrücke, denn nur hier, auf dem kleinen Marmordamm, der sich gerade vor meinem Fenster in den Hafen hinausstreckt, darf Brennholz ausgeladen und verkauft werden, wobei die Franziskaner eines hiesigen Klosters das Recht haben, von jedem Gewicht Holz (denn hier wird alles gewogen, Obst, Holz, Bohnen, Oel!) ein Stück für das Kloster zu nehmen; ich beobachte das jeden Morgen mit großer Erbauung.

Auf der Hafenumauer geht und zieht es sich rastlos und endlos daher, Frauen, Männer, Kinder, Mönche, Soldaten; es reißt nie ab. Dampfschiffe laufen ein und gehen ab, Kauffahrer, Kriegsbriggs, aus Spanien, Malta, Neapel, Rußland, Frankreich, Amerika; und dazwischen das Gewühl der Barken mit kleinen roten, blauen oder gelben Zelten bedeckt. Und nun abends, wenn die Dämmerung sich über Berge und Flut lagert und Horizont und Meer in eins verschwimmen, dann entzündet sich die weithin leuchtende Flamme der Fanale, der Hafengeneral durchfliegt in reichbemannter glänzender Barke die Kreislinie des Hafens, die Glocken von Carignano, San Lorenzo, Annunziata und unzähliger anderer Kirchen läuten den Abendsegen, und das Geschütz des Hafenumalles grüßt die nahende Nacht.

Mit dem abendlichen Läuten der Glocken, die ihre Klänge mit

dem an- und abschwellenden Singsang der Wellen mischen, schlägt die Stunde der Bootsfahrt. Tonino rudert Sibylle in die purpurne Weite des Meeres hinaus. Hinter ihnen liegt die im Abendlicht opalisierende Stadt. Allmählich verschwimmt das Ufer. Das Farbenspiel weicht dem blassen Schimmer des Mondes, dessen Reflexe auf dem Wasser tanzen und die Welt in einen geisterhaften Glanz tauchen. Graziös und kraftvoll lenkt der Gondoliere die Barke durch die Fluten, quer durch den Hafen, am Molo vorbei – ein unbeschreibliches Gefühl! *Die Ruhe der Nacht, die flammenden Leuchttürme, der wiegende Wald der Masten, die fernhin eilenden Segel, der diamantne Schimmer der Flut am Ruder unzähliger Barken, das Amphitheater der Berge, und über seine Stufen stolz gelagert die Pracht dieser marmornen Stadt, am Ufer, auf den Höhen, im Tale. Hier, dort, überall Türme, Bildsäulen, schimmernde Fassaden, hoch oben die Zinnen der weitumfassenden Festungsmauer und der Zitadellen wie eine Krone der Macht! Man kann wohl sagen: ‚Kommt und seht!‘ – niemals: ‚So ist es!‘*

Ein starkes Lebensgefühl durchpulst sie, vermischt mit Neugier auf Menschen und Ereignisse, Kunst und Wissenschaft. Könnte hier nicht auch Adele gesunden, ihre Poesie sich freier entfalten? Sibylle ist davon überzeugt. Betrübtlich, dass die Freundin dort in der provinziellen Enge Bonns zurückbleiben musste, im Labyrinth verworrener Gefühle, drückender Pflichten und quälender Zweifel.

Der erhoffte Aufschwung am Rhein hat sich bis jetzt nicht eingestellt. Ein bisschen wird gemalt, ausgeschnitten, musiziert oder geschrieben, die meiste Zeit beansprucht ohnehin die alternde Mutter und daneben die Führung des Haushalts mit all den finanziellen Engpässen, die Adele nervös und gereizt machen.

Hinzu kommt das Verhalten des Bruders Arthur in Frankfurt, der bisher jede Annäherung verweigert hatte. Einfach trostlos. Und so gar keine Hoffnung auf eine geistig anregen-

de Partnerschaft. Erst kürzlich war wieder eine Beziehung gescheitert. Kapitulation vor dem Diktat der Gesellschaft? Verstieß die Freundschaft mit einer alleinstehenden, ein wenig sonderlich wirkenden Frau gegen die Spielregeln des *comme il faut*?

Von Weimar nach Bonn – das Wagnis hat nicht gehalten, was sich Adele versprochen hatte. Aber kommt Zeit, kommt Rat. Sibylle wird für den nötigen Motivationsschub Ausschau halten – hier in Genua und überall.

Problematischer liegen die Verhältnisse bei Ottilie. Was kann für sie und ihr Baby Anna Sibylla getan, wie ihnen geholfen werden, um die verworrenen Verhältnisse wieder in geordnete Bahnen zu lenken? Eine Lösung muss unbedingt gefunden werden.

Fünf Monate sind seit der Geburt vergangen. Seitdem zerbricht sich Sibylle den Kopf über die Zukunft von Mutter und Kind. Sie denkt an Genua als ein mögliches Intermezzo – eine vage, noch nicht ausgereifte Idee. Zunächst ist das Terrain zu sondieren. Momentan sind die Gedanken viel zu ungeordnet, als dass Pläne eine konkrete Gestalt annehmen könnten.

Ohnehin sind die von Ottilie angekündigten Empfehlungsschreiben und Briefe für den in Genua akkreditierten irischen Konsul Sterling und seinen Sohn Charles noch nicht eingetroffen. Viel verspricht sich Sibylle sowieso nicht davon. Was kann die Vorsprache nützen, da Sterling nicht der Vater ist. Wahrscheinlich so eine abstruse Idee von Ottilie, vielmehr ein Wunschtraum, er möge im Namen der Liebe Ottilies Kind anerkennen. Bevor aber eine Audienz zustande kommt, müsste Sibylle mehr über die Familie des Konsuls wissen und Erkundigungen einziehen. Außerdem will sie erst richtig Fuß fassen in dieser Stadt.

Ein Wermutstropfen fällt in den Becher der Freude: Henriette und ihr Bruder Wilhelm aus Berlin werden nicht nach

Genua kommen. Weder Bitten noch die Zusicherung, als ihre Gäste keine Mittel für sich einkalkulieren zu müssen, konnten sie überzeugen. Schwester und Bruder haben das Kurbad Ems vorgezogen. Für Henriettes Reizbarkeit – die hysterischen bis zur totalen Erschöpfung einhergehenden Anfälle nahmen laut Aussagen von Freunden bedrohliche Formen an – wären Seebäder gewiss besser gewesen. Eigentlich ist ihre Absage nicht überraschend, hatte doch Henriette schon vor Jahresfrist ihre Abneigung gegen längere Auslandsreisen anklingen lassen:

Weißt Du nicht daß ich eine vollendete alte Jungfer bin, die an ihr Gardinenbett mit zierlichen weißen Behang, an ihren blanken Schreibtisch – großen Caminofen, u[nd] behaglichen Fuß-, Rücken-, Kopf- u[nd] Nackenkissen hängt, u[nd] 42 Jahr – schreibe zwei und vierzig Jahr zählt! Begiebt man sich um solche Jahreszeit des Lebens mit jungen Sausewinden außer Land, außer den Welttheil auf den man es bis dahin so schlecht oder gut wie möglich getrieben? Allso mit mir ist es nichts!

Allerdings hatte sie die Entscheidung des Bruders noch offen gelassen – für Sibylle ein Hoffnungsschimmer, der nun in sich zusammenfällt.

Entgegen allen Vernunftgründen ist Sibylle enttäuscht. In-geheim hatte sie sich auf ihr Kommen versteift, wohl auch in der Annahme, dass Wach ihre Neigung erwidern und ihre Nähe suchen würde. Schroff kommentiert sie die Absage in ihrem Tagebuch: *Aber nicht weinen soll man – lachen, nichts als lachen – das Leben ist nur eines Gelächters wert.*

Zeit zum Grübeln bleibt glücklicherweise nicht. Die Weichen für ihren Eintritt in die Genueser Gesellschaft werden gerade gestellt. Eine Einladung in die Villetta auf dem festungsartig über der Stadt emporragenden Hügel – gleichsam die Visitenkarte Genuas – wird ihr den Weg in die Gesellschaft ebnen, die Türen der alten Genueser Adelshäuser öffnen, der Spinoli, Pallavicini, Pareto, Balbi, Brignole-Sale, Serra, Du-

razzo und einen Blick hinter die Kulissen gestatten – in die Scandaleuse Chronique dieser Nobili.

Der Marchese Gian Carlo di Negro – elegant, geistreich, gebildet, Kunstsammler, Dichter und Mäzen – empfängt die Gäste ohne Anspruch auf Rang und Namen. Er lässt nur eine Bedingung gelten – die Passion für Bildung, Wissenschaft oder Kunst. Sibylle und der Marchese finden sogleich einen Anknüpfungspunkt. Drei Bruchstücke eines in der Vorhalle aufgestellten Basreliefs – leicht gewandete Amazonen ringen leidenschaftlich zu Fuß und zu Pferde mit Kriegern – rufen ihre Bewunderung hervor und entfachen bald eine kontrovers geführte Debatte. In der Beurteilung dieses antiken Kunstwerks gehen ihre Ansichten auseinander. Während der Marchese nachdrücklich auf die attische Schule des Phidias verweist, vermutet Sibylle eine andere Epoche und Schule.

Die Geschichte um Identifikation und Sicherung dieses Frieses wird sich über Jahrzehnte hinziehen. Sibylle selbst schickt neun Jahre später Gipsabgüsse an die Berliner Akademie der schönen Künste und das British Museum in London – vorläufig ohne Resonanz. Erst als englische Forscher ab 1846 am Mausoleum in Halikarnassos – eines der sieben Weltwunder – gleichartige Kunstwerke entdecken und der Schule um den Bildhauer Skopas zuordnen – eine Bestätigung für Sibylles Hypothese – werden deutsche Archäologen hellhörig. Emil Braun – Direktor am Istituto di Corrispondenza Archeologica, des späteren Deutschen Archäologischen Instituts in Rom – äußert am 4. März 1849 euphorisch: *Wenn Sie einen Wert darauf legen, eine der bedeutendsten kunsthistorischen Entdeckungen gemacht zu haben, so ist Ihnen dieses Glück reichlich zuteil geworden. Die Genoveser Reliefs, welche Sie zuerst der Vergangenheit entrückt haben, gehören zum Grabmal des Mausolos und sind daher für die Kenntnis der Kunst des Skopas und seiner Schule so wichtig wie die parthenonischen für Phidias.* Nun beginnt ein Wettlauf um den Ankauf des

Genueser Fragments zwischen deutschen und englischen Archäologen, den letztendlich 1865 London gewinnt. Wohl hatte Sibylle im Auftrag Brauns bei ihrem Freund Gian Carlo di Negro für das Institut in Rom vermittelt, doch die Akademie bzw. das zuständige Ministerium in Berlin schwiegen, ob aus Gleichgültigkeit, Finanzschwäche oder Arroganz einer Frau gegenüber sei dahin gestellt.

Sibylles Debüt im illustren Kreis der Genueser Aristokratie ist gelungen. Ihr sicheres Auftreten gefällt, ihre fundierten Kenntnisse imponieren. Insbesondere der Marchese ist beeindruckt. Unmerklich wächst Zuneigung, die Sibylle schmeichelt und teilweise erwidert, wenn auch mit mehr Distanz als der galante 66jährige. Er sieht in ihr eine junge Frau mit eminenter Ausstrahlungskraft. Wenn ihre Herbheit und ihr geradliniges Wesen woanders auf Befremden stoßen, so gefällt ihm genau diese Art. Außerdem gewahrt er unter der Oberfläche Herzenswärme, Witz und Verstand. Seine Verehrung legt er ihr buchstäblich zu Füßen. Als Zeichen seiner Hochachtung überreicht er ihr seine vor Jahren gedruckten Hymnen „sermoni sacri“ und „sermoni sacri e poesie diversi“. Extra für sie lässt er einige Sonette in fein genarbttes Ziegenleder binden und mit der persönlichen Widmung versehen: *alla egregia signora S. Mertens-Schaaffhausen*. Auch spätere Publikationen – Oden, Kanzonen, Epigramme und Anakreonten über Lebensfreude, Liebe, Tod sowie Abhandlungen über Religion, Politik und Geschichte – werden ihr übereignet. Geradezu verschwenderisch beschenkt er sie – ein Madonnenrelief aus der Schule der Künstlerfamilie Robbia, zwei Gemälde von Guido Reni „Heiliger Johannes“ und „Mariä Himmelfahrt“ und das Porträt-Medaillon einer Herzogin von Mantua von Paolo Veronese – versteckte Liebesbeweise, die nach Sibylles Tod der Versteigerung anheimfallen.

Die Zusammenkünfte in der Villetta werden eine angenehme Gewohnheit. Fast täglich führt Sibylles Weg hinauf, bei